Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maxmiliansplatz 16.

Eine alte Schuld.

Zweiter Band.

Interpunction nach den
genommenen Stich
proben sehr
schwach!

Eine alte Schuld.

Roman

von

A. von der Elbe.

Zweiter Band.

Berlin 1890.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Asta war, als die drei Geschwister davonliefen, der Dornée langsam in die Eßstube gefolgt, hier blickte sie die alte Freundin erregt an und sagte: „So hat ihr also doch die Komödie zum Siege geholfen. O, wie ich dieses falsche Spiel verachte!“

„Du gehst wieder etwas zu weit, Kind. Frau von Bernsbach war nicht krank, aber sie fühlte sich so. Eine verzärtelte Natur leidet unter den geringsten unangenehmen Eindrücken, und der Schmerz, sie leiden zu sehen, treibt den, der sie maßlos liebt, ihren Willen zu thun, um sie so von ihrem Ungemach zu heilen.“

„Aber warum liebt er sie maßlos?“

„Das warum einer Leidenschaft wird Keiner ergründen.“

„Man sollte sich nicht davon unterjochen lassen!“

„Man sollte lieber Gott bitten, uns davor zu behüten.“

„Wie vor einer Krankheit? So ist Leidenschaft Verhängniß?“

„Ich habe sie nach meinen Lebenserfahrungen fast so ansehen gelernt.“

„Du könntest einen fürchten machen,“ sagte Asta sich schüttelnd, als überliefe sie ein Schauder. „Man hat doch seinen Willen und wehrt sich bis aufs Aeußerste, ehe man sich einer Empfindung überläßt, die uns unterwirft und herabwürdigt.“

„Das thut jede leidenschaftliche Wallung,“ erwiderte die alte Erzieherin mit ernstem Vorwurf, „auch wenn man sich den Impulsen des Hasses widerstandslos überläßt, bleibt man nicht auf der sittlichen Höhe.“

Die Tischgesellschaft war auf sechs Personen zusammengeschmolzen. Seebohm saß an der schmalen

Seite des verkleinerten Tisches, Asta nun ziemlich nahe gegenüber, seine beiden Nachbarinnen, Lucie Dornée und Fränzchen, unterhielten sich mit ihm, während Asta wenig Teilnahme äußerte und sich noch immer besonders mit den Knaben beschäftigte.

Der junge Gutsherr gab sich offen und mitteilsam, er war erfüllt von neuen Plänen und Einrichtungen, aus denen Asta immer wieder heraushörte, daß er ihren teuren Vater in den Schatten stellen wollte. So ärgerte sie sich — wenn die Dinge an sich sie auch fesselten — doch über Alles, was der Unliebsame sagte und that.

Wenn Asta in der Wirtschaft und im Verkehr mit den Dienstboten es auch unter ihrer Würde fand, ihre wahre Herzensmeinung herauszukehren und auf die heimliche Unzufriedenheit der strenger beaufsichtigten und schärfer angetriebenen Leute zu hören, so rumorte doch bei Allem, was sie that, ein Widerspruch in ihr, der lieber die Dinge ungeschehen lassen wollte und ihr immer vorhielt: weshalb thust Du es nur — für ihn? Sie liebte aber dagegen den Haushalt zu

sehr, um etwas unordentlich gehen zu lassen und war auch zu thatkräftig, um nicht, von ihrem eigensten Wesen gezwungen, allerorten einzugreifen. So empörte sie sich nur heimlich, nahm nach wie vor ihre Pflicht wahr, fand sich aber innerlich stets in einem Zustande des Zwiespaltes und der Gegenwehr.

Asta hatte ihres lieben Vetters Eberhard freudeatmenden Brief bald beantwortet, sie hatte seine Gönnerin, Mademoiselle Valerie de Rambert, in begeisterten Worten gepriesen und ihr herzlich die Güte gedankt, die sie ihm erzeigte. Sie beschäftigte sich jetzt viel mit ihm, schien es doch ihrer bedrängten Seele, als könne sie sich nirgend besser geborgen fühlen, als bei ihrem guten Eberhard. Der schöne Sommermorgen im Garten an seiner Seite hatte ihr dies Gefühl der Zusammengehörigkeit gegeben, sie dachte oft mit heimlichem Herzklopfen an ihre beiderseitige zärtliche Wallung in der Lindenallee, und ihre Ausdrucksform paßte sich der seiner herzlichen Briefe an, die jetzt öfter und regelmäßiger eintrafen.

Auf dem Hofe begann sich unter dem neuen Herrn ein reges Leben zu entfalten. Zimmerleute, Maurer und Dachdecker sahen die Baulichkeiten nach und brachten Vernachlässigtes in Ordnung. Tagelöhner räumten auf und halfen, wo die Knechte nicht ausreichten, und zwischen Allen war Seebohm selbst von früh bis spät beschäftigt, er ordnete an, beaufsichtigte und verschmähte es auch nicht, hier und da helfend zuzugreifen. Die Leute wunderten sich, wie er Alles verstand und wie ihm jede Arbeit, in der er sie unterwies, von der Hand ging, so etwas hatten sie noch nicht erlebt. Seine rege Art und die Achtung vor seinem Können hatte selbst den lässigen Hofmeister getrieben, sein Bestes zu thun, die lange Gewohnheit des Faullenzens siegte aber, und so fing er denn bald wieder an, die Dinge gehen zu lassen.

Asta stand eines Morgens in ihrem Stübchen, sie war gekommen, um sich Papier zum Zubinden von eingekochtem Obst zu holen und überlegte eben, wie viel sie für Berlin zurückstellen und was sie wohl hier dem Haushalt lassen müsse. Michaelis

sollte eine neue Wirtschafterin ihr die Vorräte abnehmen, sie konnte doch nicht mit leeren Händen kommen. Ein Zusammenlauf auf dem Hofe und laute Stimmen aus einem der Gebäude ließen sie ans Fenster treten.

Die Thür des Stalles stand offen, einige Arbeiter lugten scheu hinein, da erschien plötzlich Erdmann Seebohm auf der Schwelle, er hatte den Hofmeister mit der rechten Faust im Kragen gepackt, halb zog, halb schleifte er den sich machtlos Windenden und laut Schimpfenden; schräg ging es über den großen Hofplatz auf die Ausgangspforte zu. Die neugierigen Leute starrten erschrocken hinterher. Das Federvieh stob schreiend und gackernd auseinander, Hektor sprang bellend mit gesträubten Haaren herbei, und jetzt stürzten die Mägde mit entsetzten Gesichtern aus der Küchenthür.

Unter einem Gefühle, das wie Furcht ihr Herz beklemmte, hatte Asta von ihrem Fenster aus den Auftritt mit angesehen. Welch ein gewaltthätiger Mensch, wie wäre dergleichen unter ihrem feinen,

maßvollen Vater möglich gewesen. Die Dinge nahmen hier ja eine abscheuliche Wendung!

Jetzt ertönte Seebohms machtvolle Stimme: „Hinaus mit Dir, Du elender Patron — willst Du die Hand gegen Deinen Herrn aufheben!“ Und dann flog Finkmeier, weit dahin geschleudert, auf die Straße. Seebohm aber kehrte anscheinend ruhig, jedenfalls vollständig beherrscht, um, rief den Leuten zu, so werde er mit Jedem verfahren, der sich ihm widersetze und befahl ihnen, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Gehorsam wie gescholtene Hunde eilten sie Alle, ihre Pflicht zu thun.

Asta atmete tief auf; als sie nach dem Hofmeister aussah, hatte er sich schon aus dem Staube gemacht. Ja freilich, wenn Finkmeier die Hand gegen Seebohm aufgehoben, dann — das mochte wohl die rechte Art sein, sich Gehorsam zu verschaffen und den Trägen Sporn und Peitsche zu zeigen, aber roh war es doch.

Beim Mittagsessen bat Seebohm, heute Abend für ihn nicht mit zu sorgen, er wolle gleich nach Tisch zur Stadt, um sich bei einem Kommissionär

nach Ersatz für den weggejagten Hofmeister umzusehen, dessen er für die bevorstehende Erntezeit dringend bedürfe und werde erst mit dem letzten Zuge nach Friedberg und von da zu Fuß nach Hause kommen.

Er hatte diese Auseinandersetzung an Asta gerichtet, die nur ein kühles: „wie Sie wollen,“ erwiderte, da mischte Fränzchen sich ein und rief:

„Aber wenn Finkmeier Ihnen nun auflauert und Ihnen etwas thut, Grete, die seine Frau kennt, sagte, er wäre ganz wütend.“

Ein überlegenes Lächeln streifte das besorgte Kind, „ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme, mein gnädiges Fräulein, aber der Knecht wird sich nicht an mich wagen, er hat meine Kraft kennen gelernt.“

Da lief Astas Gemüt in Erinnerung an den Vorfall, welchen sie angesehen, über und mit leise bebender Stimme sprach sie: „Ihre Kraft ja — und auch Ihre Härte, der Mann hat meinem Vater drei Jahre treu gedient.“

„Und Sie wußten nicht, daß er faul und widersetzlich ist?“

„Was ging das mich an."

„Ich bat Sie um Ihr Urteil über die Dienstboten."

„Mein Vater war mit Finkmeier ausgekommen."

„Jeder faßt seinen Beruf verschieden auf, ich konnte einen Vorarbeiter wie jenen Menschen nicht dulden."

„Und ich finde, daß solche Scenen wie die heutige kaum zu dulden sind."

Seebohm erblaßte und biß sich auf die Lippe, in schwer niedergehaltenem Ton antwortete er: „Ein Glück für Sie, mein gnädiges Fräulein, daß Sie in wenigen Monaten nicht mehr zu sehen brauchen, wie ich hier mein Herrenrecht übe." Damit erhob er sich, verbeugte sich förmlicher als sonst vor den Damen und schritt hinaus.

„Du solltest Dich besser zusammennehmen, Asta," sagte die Dornée leise zu der mit zornigen Thränen Kämpfenden.

„Es ist gut, wenn er's gefühlt hat," murmelte das Mädchen, ihre Hand ballend.

„O wie schade!“ klagte Fränzchen, „ich glaube er ist furchtbar böse weggegangen.“

Asta schnitt am Nachmittage einen Strauß der allergrößten Blumen im Garten, suchte die höchste Vase, die das Haus besaß und stellte dieses Ungetüm von einer Tafelzier mitten auf den Eßtisch. So konnte sie am andern Mittage nicht das Mindeste von ihrem Gegenüber sehen und nur hören, wie Herr Seebohm sehr belebt von seinem Besuche in der Stadt erzählte.

Als er gegangen war tanzte Fränzchen neckend vor der Schwester hin und her und trällerte:

„Den ich garnicht mag,
Hab' ich alle Tag,
Ach welch' arge Plag',
Ich mir immer sag'.
Doch der Vater sprach,
Das ist meine Sach',
Und kein Weh und Ach
Hebt Dein Ungemach!“

„Laß mich, Francis, wie närrisch, geh doch,“ wehrte Asta, während die Jungen lachten und schrieen:

„Ja, wir wissen's auch, sie kann Herrn Seebohm nicht ausstehen, und er ist doch so nett!"

Fränzchen war schwer abzuschütteln, wenn Uebermut und Albernheit über sie kamen, mit tragischer Miene sang sie:

„Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,
Die Blumenvase hindert das Gelingen."

Worauf die Jungen durch verständnißvollen Jubel der Schwester Spott übertäubten.

Fränzchen machte ihnen eine lange Nase und schrie mit drolliger Entrüstung: „Deß freut sich das entmenschte Paar?"

Worauf Asta, garnicht in der Laune auf den Scherz der Geschwister einzugehen, die Kompotschüssel nahm und hastig mit derselben in die Küche lief.

Als Fränzchen am Nachmittage statt der Feuerlilien und Akazienzweige einen bescheidenen Rosenstrauß auf den Eßtisch stellte, wagte Asta, der Kleinen kecke Zunge fürchtend, keine Einrede und mußte es nun wieder dulden, des Verhaßten Augen auf sich gerichtet zu sehen.

Wenige Tage später trat ein neuer Hofmeister den Dienst an. Bellers war ein junger, gewandter Mensch, immer am Platze, rührig und eifrig, allein bei den Mahlzeiten in der Küche ein Großprahler, anspruchsvoll und lecker, so daß Grete bald über ihn klagte, und Asta ihre Not hatte, Frieden zu stiften. Auch Klas sagte kopfschüttelnd: „Use einer schall ja glieks in't Muselok krupen vor son entfamten Bengel, man: as de Herr so de Knecht!“

Eines Morgens als Asta, wie es ihre Gewohnheit blieb, früh aufstand, hörte sie kaum angekleidet einen Wortwechsel auf dem Hofe; als sie hinaussah, erkannte sie auch sogleich die Ursache. Grete und die Mägde hatten sich verschlafen und kamen erst jetzt, wo eigentlich bereits gemolken sein sollte, und Bellers sich schon rüstete aufs Feld zu fahren, mit ihren Eimern zum Vorschein. Seebohm war der alten Grete entgegengetreten und gab ihr einen Verweis, nun eilte auch Bellers herbei und klagte, daß er ohne Kaffee an die Arbeit müsse. Es entwickelte sich ein unangenehmes Gezänk zwischen

Knecht und Magd, dem der Herr mit harten Worten ein Ende machen mußte.

Asta wollte in diesem Augenblicke nicht erkennen, daß Grete Tadel verdient habe, mochte auch auf sie die Verantwortung des zu späten Aufstehens fallen, so war sie doch alt, lange Jahre im Hause und konnte daher Schonung erwarten. So bäumte sich in der jungen Herrin Gemüt alles Empfinden zu zorniger Gegenwehr, und das brennende Verlangen, ihrer alten Getreuen beizustehen, riß sie fort. Sie eilte ohne Besinnen auf den Hof hinaus.

Die Mägde waren im Kuhstall verschwunden, Grete hatte sich mit dem Hofmeister in die Küche begeben, um für das Frühstück zu sorgen, die anderen Knechte wollten eben dahin folgen und standen nur im Vorübergehen ihrem Herrn über ein Tagesgeschäft Rede. Da trat Asta zu Seebohm heran, dieser winkte den Leuten zu gehen und wandte sich zu seiner Gegnerin, er wußte und empfand es mit Befriedigung, daß ein Ausbruch ihres Grolles kommen werde. Vielleicht gab es nach einem neuen Gewitter

endlich gutes Wetter, endlich eine klärende Aussprache. Wie stolz aufgerichtet, wie krafterfüllt sie ihm gegenüber stand! Der Blick ihres blauen Auges traf ihn hart, als sie sprach:

„Ist denn gar kein Gefühl von Schonung in Ihnen für brave alte Dienstboten? Sind Sie selbst denn wie eine Uhr, gewiß, die rechte Stunde nie zu versäumen? Grete ist, wie Sie wissen, zur Hälfte noch meine Dienerin, und ich verlange, daß Sie es mir sagen, wenn Sie Tadelnswertes finden. Die treue, alte Person ist nicht gewöhnt, wie ein Hund behandelt zu werden."

„Ich muß als Herr in dem Augenblicke auf Ordnung dringen, wo ich Unordnung finde."

„Sie traten auf die Seite des Bellers, über den ich zu klagen habe."

„Ich bitte es mir unverzüglich zu melden, wenn der neue Knecht sich ungehörig beträgt!"

„Ich habe Ihre Leute zu verpflegen, im Uebrigen weiß ich recht gut, daß ich nichts von ihnen verlangen kann," sagte sie kühl an ihm vorübersehend.

„So haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn Sie Belästigungen ertragen, die ich leicht beseitigen könnte, und," fügte er höflich hinzu, „gern beseitigen würde. Ich verkenne ja keinen Augenblick, daß für uns Beide einiger guter Wille dazu gehört, das zwiespältige Verhältniß zu einem angenehmeren zu gestalten, an mir soll es nicht fehlen, ich versprach es Ihrem Herrn Vater." —

„Und halten es so? — Für — uns — sagen Sie — für uns? Was gehen denn Sie mich, und ich Sie an? Lassen Sie es sich gesagt sein, was ich thue geschieht nur für unser armes liebes Lindenthal! Sie wußten ganz genau als Sie kauften, wie unser Verkehr sein würde."

„Ich wußte das, mein gnädiges Fräulein, es konnte mich so wenig beirren wie Ihre heutige Ungnade." Er ging mit einer kühlen Verbeugung davon und ließ sie erschrocken stehen.

Gleich darauf kam Grete mit hochrotem Kopf aus der Küche und lief nach dem Stalle, Asta folgte ihr.

Die Knechte erschienen gesättigt, und Seebohm

ging, nachdem er die Leute angewiesen, in sein kleines Haus, wo er sich das Frühstück selbst bereitete und zerstreut die Handgriffe an seiner Kaffeemaschine verrichtete.

Welch ein tüchtiges aber hartnäckiges Mädchen diese Asta war! Er hatte ja von vorn herein über ihre Absage gelächelt, teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Nichtachtung; jetzt wo er sie kannte, hatte sich seine Empfindung verändert, immer unbequemer wurde ihm sein gespanntes Verhältniß zu ihr und täglich sagte er sich, daß sich weiter kommen ließe, wenn sie ihm ihre Hülfe nicht so eigensinnig versagte. Wie lebhaft hatte er manchmal gewünscht, sie in die Unterhaltung zu ziehen, ihre Ansicht zu hören, ein Für und Wider mit der Verständigen zu tauschen, denn das war sie in allen Dingen, die sich nicht auf ihn und ihre Abneigung bezogen, aber die Schranke, welche sie aufrichtete, ließ sich nicht überspringen. Er war es sich auch selbst schuldig, ihr dann und wann bestimmt entgegenzutreten.

Nun gut, wenn Asta auf ihrer lächerlichen

Feindschaft bestand, so mochten sie diese paar Monate noch in derselben unerfreulichen Stellung zu einander verharren, er wurde dann ja von den Bernsbachs frei und konnte später schalten und walten wie er wollte.

Mitte August fiel Fränzchens sechszehnter Geburtstag; sie war's, die lebhaft mit ihrer Mutter korrespondirte, während Asta weniger als sonst an den Vater schrieb. Die Nachrichten aus Ems lauteten günstig; Frau von Bernsbach hatte angenehme Gesellschaft gefunden und erzählte heiter und befriedigt von allem Mitgemachten, die letzte Nachricht hatte gelautet, sie würde wohl noch einer kleinen Nachkur in Wiesbaden bedürfen und also nicht zu Fränzchens Geburtstag wieder in Lindenthal sein. Das war nun der Kleinen ein arger Querstrich gewesen, sie hatte darauf gerechnet, daß Mama ihr eine Gesellschaft bewilligen werde. Was thun? Da die Rückkehr der Eltern sich verzögerte, war sie auf den Ausweg verfallen, einen komisch flehenden Brief an die Mutter zu schreiben, auf den sie nun täglich die Antwort

erwartete. Diese so bald wie möglich zu bekommen, lief sie jeden Nachmittag mit den Brüdern oder mit ihrer kleinen Freundin, Pastors Lisettchen, nach der Station, endlich wurde ihre Ungeduld befriedigt. —

Während Asta trotz der Hitze unten im Bügelzimmer stand und mit Grete Wäsche bügelte, während die Mägde auf dem Felde waren und Seebohm einfahren ließ, saß die Dornée, der es im Garten zu warm geworden, im kühlen Eßzimmer auf dem braunen Ecksopha und las. Da öffnete sich die Stubenthür und Fränzchen stürzte hochrot, einen Brief schwenkend, auf die alte Dame zu. Sie tänzelte mit strahlendem Lächeln hin und her und sang:

„Kommt a Vogerl geflogen,
Setzt sich nieder auf Dein Fuß,
Hat a Zetterl im Schnabel
Und von der Liebsten 'en Gruß!"

„Nun, was giebt es denn, Kind, ein Brief von Mama?" fragte die Dornée und sah lächelnd zu der glücklichen Kleinen empor.

„Ja, ja," jubelte das Mädchen triumphirend, „und ich soll eine Gesellschaft haben und Ihr sollt

sie mir geben, schreibt Mama. Sieh hier, mein himmlisches Dornéechen, mein süßes Alterchen, lies selbst —“ und sie drückte sich auf dem Sopha dicht an die Seite der Erzieherin, umfaßte und küßte sie in ihrem Freudenrausche herzhaft und las ihr dann die Zeilen vor, die sie beseligten.

Die Mutter schrieb noch aus Ems sehr heiter, sie erzählte von Ausritten und Fahrten, von Theatervorstellungen und Tanzpartien, die sie mitgemacht, und fand es ganz berechtigt, daß Fränzchen sich an ihrem Geburtstage amüsiren wollte: „Natürlich sollst Du, mein Kind, wo es uns so gut geht, auch Dein Vergnügen haben. Ich bitte die liebe Dornée und Asta, Dir ein recht hübsches kleines Fest zu arrangiren und werde in Gedanken mitten unter Euch sein.“

„Siehst Du, Tante Lucie, nun hab’ ich’s schwarz auf weiß, nun kann es mir keiner nehmen, nun müßt Ihr daran! Laß uns gleich’ mal rechnen, wen wir haben und wie viel wir sind. Zuerst Pastors, Lisettchens Brüder sind dann auch schon von der Universität hier. Dann Hasselkamps vom Lindenstein mit Herrn Kan-

didat Brunken und Herrn Verwalter Gerts; die Kleinen, Fanny und Adolf, laß uns auch nur mitbitten, Luischen und Paula verstehen sich von selbst. Herr von Rusteberg mit Tochter und Sohn, Astas Verehrer dürfen wir auch nicht vergessen —" so zählte sie die ganze Nachbarschaft her, rechnete an den Fingern, hatte Jemand vergessen, verwirrte sich und fing von vorn an. Endlich rief sie, nun müsse aber Lisettchen die große Neuigkeit hören, sie wolle mit dem Brief zur Pfarre hinauf, und eine Walzermelodie trällernd ging sie ab.

Die alte Französin blickte dem fröhlichen Dinge wehmütig lächelnd nach, sie dachte daran, daß dies nun schon die dritte Generation sei, die sie so dem Leben entgegenjubeln sah. „Cäcilie, meine arme Cäcilie war mir doch die Teuerste und — ist so sehr unglücklich geworden," sie seufzte tief und verfiel in schmerzliches Nachsinnen.

Astas Eintritt weckte die Dornée aus ihren Träumereien über die Vergangenheit, sie richtete ihre klugen Augen auf die Kommende; die Züge des

Mädchens trugen in der letzten Zeit den Ausdruck der Mißstimmung, die heitere, unbefangene Jugendlust schien geschwunden zu sein. Quälten sie nur der Verkauf und die jetzigen kleinen Unbequemlichkeiten der Haushaltsführung oder war's ihr Verhältniß zu Vetter Eberhard, was sie beunruhigte?

Asta hatte eines Abends Eberhards schlimme Lage, wie sie ihm habe helfen wollen und wie er dann durch die Großmut der Geschädigten gerettet sei, der alten Vertrauten gebeichtet. Diese, mit feinem Ohr der Schilderung lauschend, hatte einen ganz eigenen weichen Herzenston von den Lippen des Mädchens zu hören geglaubt und behielt jetzt das Verhältniß der jungen Verwandten sorgsam im Auge. Sie hatte nie geglaubt, daß die geschwisterlich Verkehrenden sich je in Liebe zu einander neigen würden, sie konnte sich auch ihre rührige, freigewöhnte Asta schwer als die Frau des Lieutenants denken, aber sie wußte auch aus manchen Erfahrungen, daß Menschenherzen und Schicksale unberechenbar ihre eigenen Wege

einschlagen. So mochte sich denn manches Neue im Stillen vorbereiten.

„Du siebst ermüdet aus, Asta," sprach die Dornée besorgt, als das kräftige Mädchen am Fenster auf einen Stuhl sinkend sich mit tiefem Atemzuge das Haar aus der Stirn strich.

„Es war im Bügelzimmer sehr heiß."

„Du übernimmst Dich, Du könntest ja wie sonst die Nolten aus dem Dorfe zur Aushülfe kommen lassen, Du thust mehr als Du solltest; Du stehst noch eine Stunde früher auf als sonst, ich glaube, Du bist jetzt geradezu die Erste auf dem ganzen Hofe."

„Ich will es nicht wieder erleben, daß Grete gescholten wird."

„Du zeigst Dich Herrn Seebohm gegenüber zu empfindlich. Ich bin überzeugt, er hat den guten Willen, sich mit uns einzurichten, uns in keiner Weise lästig zu werden. Man könnte gewiß einen freundlichen Ausgleich finden."

„Du weißt, Tante Dornée, daß ich es ver-

schmähe, mit dem Manne irgend eine Verständigung zu suchen.“

„Ich bedaure, die alten Fehler Deiner Kinderjahre, Stolz und Trotz, wieder in dieser peinlichen Weise bei Dir erstehen zu sehen.“

„Hochmütig bin ich nicht, bin es nie gewesen!“

„Ich verwechsele die Begriffe Hochmut und Stolz durchaus nicht, erkenne dem letzteren sogar einige Berechtigung zu, nur muß auch der Stolz, der sein Ich nicht in den Staub ziehen läßt, nicht in anspruchsvollen Eigensinn ausarten.“

„Und dessen beschuldigst Du mich?“ rief das Mädchen ergriffen.

„Ja, Kind; Du konntest den Willen der Männer nicht hindern und mußt Dich mit dem Geschehenen einrichten lernen. Begreife doch, Asta, daß Du Dich nur selbst quälst. Du bist verändert, aber nicht zu Deinem Vorteil. Nimm den Rat, die Warnung Deiner ältesten, besten Freundin gut auf und bezwinge Deine Abneigung, Du machst Dir und uns dies notwendige Zusammenleben mehr und mehr zur Qual.“

Eine lange Pause folgte, Asta war emporgefahren, sie hatte den Arm auf das Fensterkreuz gelegt und die Stirn auf den Arm, so stand sie halb abgewandt von der Mahnerin. Endlich begann sie fremden Tones:

„Laß mich gewähren, Liebste, Du meinst es gut, aber ich zwinge es nicht in mir. Dieser Mensch reizt mir alle Nerven, ich fühle was er thut als Kränkung, als Schmerz, als geschähe mir etwas Arges. Ich kann ihn nicht gehen, nicht kommen sehen, ohne daß es in mir aufzuckt. O, wäre ich nur erst frei von ihm!“

„Du hast Dich da in eine Reizbarkeit hineingeredet,“ sprach die alte Freundin kopfschüttelnd, „die meiner verständigen Asta garnicht ähnlich sieht. Möglich, daß bei solcher Abneigung nichts hilft als Trennung; nun, sie wird ja im Herbste mit Sicherheit erfolgen, aber bis dahin sind immer noch ein paar Monate und die könntest Du Dir erleichtern.“

„Du sagst, ich könnte es, und ich sage, ich kann es nicht.“

Fränzchen kam zurück, sie fragte, ob Asta es schon

wisse, Pastors freuten sich furchtbar und es sei doch auch eine ganz himmlische Aussicht.

Trotz aller guten Worte der Kleinen fand Asta die Forderung, jetzt in der Eltern Abwesenheit eine Gesellschaft zu geben, höchst lästig. Es sei jetzt ohnehin sehr viel zu thun, meinte die ältere Schwester, wogegen die Jüngere lebhaft stritt, Asta mache sich nur selbst das Leben schwer und sie brauche nicht immer in der Arbeit zu stecken und solch bedenkliches Gesicht vorzuführen. Sie sei nun seit Wochen nicht auf dem Lindenstein gewesen und ob sie nicht morgen zusammen hingehen und die Einladung überbringen könnten?

Anfänglich wollte Asta nichts davon hören, aber Fränzchen begann ihre Possen, sang und tanzte vor der Mißmutigen umher, so daß diese endlich ins Lachen kam und, um den Quälgeist nur los zu werden, in Alles willigte, was jene wollte.

Die Dornée war sehr damit einverstanden, ihr kam der Gedanke, ob Asta von der düster-melancholischen Gemütsart ihres Vaters wohl etwas geerbt habe, von

der sich bei der Freudigen doch sonst nie eine Spur gezeigt, jedenfalls werde eine kleine Abwechslung ihr gut thun, meinte sie.

Da es in der Nacht etwas geregnet hatte, war die Hitze am andern Tage weniger lästig und der Spaziergang nach dem Lindenstein hinauf für die Schwestern höchst angenehm. Sie gingen durch den Garten an der Bleiche entlang, wo die Linden ihren breiten Schatten gaben und die Sonnenstrahlen nur einzelne Lichter über den Weg hinblitzten. Um Asta aufzuheitern und ihrer Lust am Necken zu genügen sang Fränzchen im Gehen:

„Es kann ja nicht immer so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond,
Und willst Du die Grillen vertreiben,
So wird Deine Tugend belohnt!"

„Ach, wie ist es nur möglich, daß man nicht vergnügt ist? Sieh nur, die Birnen da sind bald reif! Horch, ruft drüben ein Kuckuck? Du hast so lange das Klavier nicht angesehen, willst Du nicht Deine alten schönen Tänze einmal wieder durchüben?

Bei meiner Gesellschaft werden wir nach dem Abendbrod doch tanzen, und Niemand spielt so taktfest wie Du."

„Es sind doch auch einige unter den Gästen, die spielen können."

„Ja, Brunken und Pastors Jungen, aber es ist immer so schade, wenn ein Tänzer verloren geht; Du machst Dir doch wohl nicht mehr so viel daraus?"

„O, ich tanze recht gern einmal und habe auch mit der Bewirtung zu thun, aber dann und wann will ich wohl spielen."

So plauderten die Mädchen und Asta fühlte sich dabei auch wieder froh und leicht. Sie gingen, als sie aus ihrer hinteren Gartenpforte traten, den Fahrweg zur Station kreuzend, auf schmalem Fußpfade über eine sanft ansteigende Wiese und betraten durch eine Seitenthür den Park des Herrenhauses vom Lindenstein. Es war ein alter stattlicher Bau, der von hohen Baumwipfeln umschattet, sich jetzt vor ihnen erhob. Aber wohin man in der Umgebung sah, zeigte sich Vernachlässigung. Hier und da wuchs Gras auf

den Wegen, in der Tannenpartie zur Seite stand eine zusammengefallene Bank, das Gebüsch wucherte durcheinander, weiterhin das Tempelchen sah verwittert aus und die Sonnenuhr davor hatte den Zeiger verloren. Der schöne Besitz befand sich schon zu lange in den Händen eines Pächters, der seine ganze Kraft der Landwirtschaft zuwandte.

Die Schwestern waren an den Anblick gewöhnt, der sich ihnen darbot, so fanden sie nichts Besonderes darin und schritten ohne Aufenthalt dem Hause zu.

Ein dickes, vergnügt aussehendes Mädchen kam ihnen entgegengelaufen: „Guten Tag, Asta und Fränzchen, schön daß Ihr einmal da seid, wie geht es Euch?“

„Wir hatten Dich so lange nicht gesehen, Luischen, was macht Ihr?“

„Danke, wir sind Alle munter. Nun kommt aber herein, ich will gleich Mama und Paula rufen, sie machen oben der Generalin Zimmer rein.“

„Will sie herkommen?“ fragte Asta in freudigem Schreck.“

„O nein, daran ist wohl nicht zu denken. Wir müssen nur alle Monat einmal ihre Zimmer oben abstauben, mehr ist es eigentlich nicht, denn da Alles verschlossen steht, kann es ja nicht schmutzig werden. Es soll nur immer gut in Ordnung bleiben."

„Ich möchte so gern die Räume der Generalin einmal sehen," bat Asta, „Du weißt, Luise, sie ist ja eigentlich unsere Großmutter, und ich hörte erst so wenig von ihr."

„Ja, meine Mama," fuhr Fränzchen wichtig fort, „ist ja, wie Ihr wißt, die Stieftochter der Generalin von der Hardt, und ich wollte, sie besuchte uns einmal. Wenn ich nach der Schweiz komme, lerne ich sie gewiß kennen, denn da lebt sie; aber Mama weiß auch nicht viel von ihr, sie muß sehr sonderbar sein."

„Ihr könnt gern hinaufgehen," sagte Luise Hasselkamp freundlich, „es ist aber oben garnicht viel zu sehen, kommt nur mit."

Sie schritten über breite Stufen durch einen großen, mit verblichenen Schäferscenen ausgemalten

Gartensalon in das innere Haus. Eine weite mit Hirschgeweihen und Stuck verzierte Diele nahm sie auf, von der zu beiden Seiten stattliche, auf dem Absatz zusammenstoßende Treppen mit geschnitztem Geländer in das obere Stockwerk führten. Die drei Mädchen stiegen hinauf, hörten wie die Möbel in den Räumen der Besitzerin ausgeklopft wurden und gingen in das erste der Zimmer hinein.

Es war ein großes, reich, doch in einem veralteten Geschmack eingerichtetes Gemach. Die Wände waren mit hellen, sehr vergilbten Glanztapeten und Goldleisten geziert, von denen sich die roten, gemusterten Sammetmöbel grell abhoben, rotseidene Vorhänge bauschten sich im Luftzuge, der durch die weit offenen Fenster hereinströmte. Ein großer Mahagoni-Sekretär mit Schiebladen darunter, ein Spiegel in breitem, altmodischem Goldrahmen, einige Kupferstiche an den Wänden und ein paar Büsten von Generalen aus den Befreiungskriegen waren die augenfälligsten Gegenstände.

Das zweite Zimmer war schmal, in Blau aus-

gestattet und befand sich eben unter den säubernden Händen der Frau Hasselkamp und ihrer Tochter in einem ziemlichen Durcheinander.

Die beiden Fleißigen gewahrten erst jetzt ihre Gäste und eilten ihnen entgegen; sie wollten die Arbeit aufgeben, mit hinuntergehen; Luise wurde fortgeschickt, um gleich einen Kaffee zu besorgen, die Mädchen bekamen sanfte Vorwürfe, daß sie so lange nicht dagewesen seien, und erst nach geraumer Zeit gelang es Asta, ihren Wunsch auszusprechen.

„Wir haben uns immer gesehnt, liebe Frau Hasselkamp, einmal diese verschlossenen Zimmer der Generalin kennen zu lernen, bitte erlauben Sie es uns jetzt und lassen Sie sich nicht stören."

Letzteres war indeß eine vergebliche Bitte, denn die gute Frau wollte es sich nicht nehmen lassen, das Fräulein zu unterhalten. Während Fränzchen Paula an ein Fenster zog und ihr von der Geburtstagsgesellschaft, die sie geben werde, erzählte, ging Frau Hasselkamp mit Asta durch die Räume.

Hinter dem blauen Kabinet folgte eine große

Schlafstube und ein bescheideneres Zimmer für die Jungfer.

„Diese Bilder werden Sie wohl am meisten interessiren, liebe Asta," sagte die Frau des Pächters und führte ihren Gast vor ein paar große Oelgemälde, die im blauen Kabinet über einem Damenschreibtisch hingen. Es war ein höherer Offizier in längst vergessener Uniform mit kurz geschnittenem grauen Haar, dunklen Augen und in reichem Ordensschmuck; der General von der Hardt, Blankas Vater.

„Sehen Sie, dies ist das Porträt seiner zweiten Frau, unserer Gutsherrin, denn der Lindenstein gehört ihr, sie hat ihn von ihrem Herrn Bruder geerbt," fuhr die Hasselkamp fort und wies auf die Dame. „Cäcilie von Morse-Lindenstein steht dahinter, geboren 1828, als Braut gemalt 1849."

„So war sie erst 21 Jahre, als sie diesen alten Herrn heiratete," sagte Asta erstaunt. „Allerdings sieht sie auch noch sehr jugendlich aus;" mit inniger Teilnahme versenkte Asta sich in den Anblick des Bildes. Es war eine schlanke Gestalt im weißen

Atlaskleide, mit dem Myrtenkranz im rotblonden Haar. Das Auge schimmerte dunkel und ernst, um den feinen Mund lag ein schmerzlicher Zug. Gern hätte Asta das Bild noch länger betrachtet oder sich in den Räumen dieser Frau umgesehen, von der sie ganz bestimmt wußte, daß dieselbe ihr Güte bewiesen, als sie noch ein kleines Kind gewesen war. Freilich glaubte sie sich auch zu erinnern, daß jene freundlichen Beziehungen nur kurze Zeit gedauert hatten; die Dornée und ihr Vater wußten natürlich um die Vergangenheit, aber Beide wollten nicht Rede stehen. Während ihr dies durch den Sinn zog, war Luise wieder eingetreten und hatte gemeldet, der Kaffee stehe unten im Wohnzimmer bereit.

Als die Damen beim Kaffee saßen und von dem Geburtstagsfeste sprachen, trat Herr Hasselkamp mit Seebohm ein. Es zuckte durch Astas Herz wie immer, wenn der Hausgenosse ihr in den Weg kam, sie empfand es als eine Unbescheidenheit, daß Jener ihnen anscheinend nachgegangen war, da er doch wissen mußte, wie unlieb ihr solche Begegnung sei.

Ihre unbefangene Heiterkeit war dahin und sie bemühte sich, durch Nichtbeachtung des Mißliebigen ihm ihr Uebelwollen bemerklich zu machen.

Seebohm sah sogleich, wie unangenehm sein Erscheinen auf das Mädchen wirkte, und da er in der That überrascht war, die Damen hier zu finden, so sprach er dies offen zur Klärung der Lage aus. Mit schlichter Natürlichkeit sagte er, er habe nicht gewußt, daß er sie treffen werde, freue sich aber der Begegnung.

Die Herren setzten sich mit an den Tisch und die Unterhaltung wurde allgemein. Wollte Asta nicht auffallen und den sonderbaren Kriegsfuß, auf welchem sie standen, neugieriger Besprechung preisgeben, so mußte sie gute Miene annehmen und hier vor den fragenden Augen höflicher mit Seebohm verkehren, als ihr dies zu Hause, wo Alle ihre Abneigung kannten, nötig erschien. Er hatte sich neben sie gesetzt, sah sie gerade und freundlich an und begann, als seien sie die besten Bekannten, ein oberflächliches Gespräch mit ihr.

Dieses harmlose Uebersehen ihrer offen erklärten

Feindschaft ärgerte Asta, trug sie ihm doch auch noch die Abfertigung nach, als sie Gretes Partei genommen, und ihr stolzer Sinn wehrte sich vergeblich gegen die Zwangslage, in die sie sich versetzt fand.

Sie saß neben der Hausfrau im Sopha, auf der anderen Seite der Pächterin saß Fränzchen und nun versuchte der Schalk, den die Klemme, in der die große Schwester sich befand, höchlich ergötzte, Frau Hasselkamp auf jede Weise zu unterhalten und an sich zu fesseln.

Jetzt schaukelte die Kleine sogar auf der Seitenlehne des Sophas, legte den Arm um der Nachbarin Hals und beriet leise mit ihr, was Paula und Luischen wohl zu ihrer Gesellschaft anziehen könnten, sie möchten doch frische Blumen ins Haar stecken, sie wolle es auch thun und es sei ja so hübsch. Während sie dies Alles wisperte, flog ihr Schelmblick in die andere Sophaecke, wo Asta auf Kohlen saß.

Endlich hielt diese es nicht länger aus; Seebohm hatte sie eben leise gefragt, ob sie jetzt mit dem Betragen des Hofmeisters besser zufrieden sei, er habe

ihn vorgenommen und Grete wisse auch nichts mehr zu klagen, da fuhr Asta empor und sagte: „Komm, Fränzchen, wir wollen uns empfehlen, Tante Dornée erwartet uns um fünf Uhr zurück.“

Allgemeine Klagen und Bitten, noch da zu bleiben, hoben an, Asta wußte aber die Einwendungen geschickt abzuwehren; sie bat, die jungen Mädchen möchten sie nach Hause bringen, es sei ja ein solch kurzer und schöner Weg durch den Park, und nahm, um die Möglichkeit zu verhindern, allein mit Seebohm gehen zu müssen, schon auf den Stufen des Gartensaals Paulas Arm.

Seebohm fühlte recht gut die Ursache ihres fluchtartigen Aufbruchs und hütete sich wohl, die Mädchen zu begleiten. Er stand in Gedanken versunken mit Hasselkamp auf der Freitreppe und sah den vier jugendlichen Gestalten nach, wie sie auf den Schlangenpfaden des Parks bald hier bald da zwischen dem Gebüsch auftauchten. Er gab wenig auf die Auseinandersetzungen des Pächters acht, sein Auge heftete sich vorzugsweise auf die Größte der Mädchen,

die jetzt ihre Begleiterin losgelassen hatte und allein voranging, während die drei andern lachend und schwatzend hinterher trollten.

Jetzt stieß Fränzchen eine der Schwestern in den Heuhaufen auf dem Rasen und lief mit hellem, bis zu ihm tönenden Jubel davon. Und Asta wurde von alle dem nicht beirrt. Woran sie bei ihrem hastigen Davongehen wohl denken mochte, vielleicht an ihn, aber natürlich nur mit Groll. Sie war eben wieder schroff gegen ihn gewesen, aber er wollte diese hartnäckige Abwehr besiegen, er mußte es! Er setzte seinen Willen gegen ihre Laune, was hatte er ihr gethan?

Sein Brief, in dem er ihre Bitte abgelehnt, war nicht allzu artig gewesen, aber er hatte sie ja auch noch garnicht gekannt. Trotz allem was sie zur Abwehr unternahm, wollte er eine Aussprache, eine Versöhnung herbeiführen und mit ihr für die zweite Hälfte des Zusammenlebens einen behaglichen Verkehr herzustellen suchen; wie das wohlthuend sein würde!

„Sehen Sie, Herr Nachbar, so denke ich über die Anwendung des Chili-Salpeters bei der Wiesendüngung. Was haben Sie darüber für Erfahrungen?" Diese bestimmte Anrede des Pächters riß Seebohm aus seinen Betrachtungen und zwang ihn, sich dem Begleiter zuzuwenden.

Zweites Kapitel.

Es war am Morgen von Fränzchens Geburtstagsfest, ein warmer, köstlicher Tag brach an.

Asta ging bedauernd von einem ihrer Blumenbeete zum andern; sie hatte gestern mit Kochen und Backen und allen Vorbereitungen zur Gesellschaft so viel zu thun gehabt, daß sie kaum in den Garten gekommen war. Fränzchen dagegen hatte sich ein paar Mädchen aus dem Dorfe geholt, mit denen sie alle Blumenfelder geplündert, Gewinde gebunden und das ganze Haus ausgeschmückt hatte, daß sie sich selbst damit feierte, war ihr gerade recht. Sie liebte nicht wie Asta die Blumen an sich, sie pflegte sie nie, gebrauchte sie aber, wo es paßte, für ihre Zwecke.

Asta schüttelte betrübt den Kopf, selbst die einzelnen letzten Blüten ihrer hochstämmigen Rosen abgerissen; sie half mit Bast und Scheere nach, band lose flatternde Zweige der Fuchsien und Pelargonien an, drückte halb ausgezogene Verbenen und Heliotrop wieder in die Erde und ordnete zwischen ihren großblumigen Flor und ihren duftenden Lieblingen, den Levkojen. Am Nachmittage, wenn die Gäste kamen, sollte ihr Garten doch auch festlich aussehen, sie wollte ihn selbst mit einer Arbeitsfrau noch hübsch eben harken.

Beim Mittagessen war Fränzchen von ausgelassener Munterkeit, sie hatte der Dornée eine Flasche Wein abgeschmeichelt und brachte ihre eigene Gesundheit aus, wobei die Jungen gar nicht genug „Hurrah!" schreien konnten, und Seebohm unter artigen Worten mit dem Geburtstagskinde anstieß. Alle dies steigerte des fröhlichen Dinges Laune so sehr, daß sie zu singen begann:

„Ich weiß wohl was soll es bedeuten,
Das ich so lustig bin,

Ich bin heut' geboren vor Zeiten,
Und das erfreut meinen Sinn.
Wenn es kühler wird und dunkelt
Und ruhig fließet die Lein',
Die Krone hier prächtig funkelt
In vieler Kerzen Schein.
Und keine Jungfrau sitzet
An den Wänden wunderbar,
Dagegen im Tanze blitzet,
Einer Jeden Augen und Haar!"

Alle lachten, die Dornée aber erhob sich und sagte: „Nun laß es gut sein, Fräulein Uebermut, wir wissen nicht, ob wir sonst nicht wie die Schiffer im Loreley=Liede an Deinem Singsang zu Grunde gehen. Asta wird auch wohl noch genug zu thun haben."

Als die Uebrigen gegangen waren, stahl sich Fränzchen wieder zur Dornée heran: „Um eins bitte ich nun noch als schönstes Geburtstagsgeschenk, mein herzallerliebstes Dornéechen: o, laß mich doch alle meine kurzen Kleider weggeben! Ich will jetzt ganz groß sein."

„Es wäre ja eine rechte Verschwendung, Kind,

so lange Du noch hier bist, werden sie aufgetragen. Meine Bitte dagegen ist, daß Du Dich heute Nachmittag etwas zusammennimmst und nicht gar zu laut und keck bist."

Die Gesellschaft kam, nach ländlichem Brauch, schon um vier Uhr zusammen; die Gäste wurden von den Damen des Hauses, denen Seebohm sich zeitig zugesellt hatte, im Eßzimmer empfangen und in den Garten geleitet, hier waren verschiedene Kaffeetische mit weißen Tüchern und Kuchenschüsseln hergerichtet, an denen sich die Kreise nach Alter und Zusammengehörigkeit bildeten.

Mademoiselle Dornée unterhielt besonders die älteren Personen; sie richtete Grüße aus von Herrn und Frau von Bernsbach, deren schwache Gesundheit ja leider ihr Hiersein verhindere, sie hätte aber doch ihren Kindern die große Freude gönnen wollen, die lieben Nachbarn noch einmal bei sich zu sehen. Freundlich einverstandene Mienen antworteten und man erkundigte sich so eifrig und klagend nach der armen leidenden Frau, als hätte man sie ernstlich

krank gewußt, wogegen man sie doch heimlich noch mehr der Uebertreibung und Vergnügungssucht beschuldigte, als sie es verdienen mochte.

Asta nahm sich hauptsächlich der Bewirtung an, sie war noch zerstreuter und freudloser gestimmt als gewöhnlich.

Diesen Morgen hatte sie wieder einen Brief von Eberhard erhalten, der sie seine beste Freundin, seinen Trost und seine Wonne nannte. Er hatte doch noch Unannehmlichkeiten von seiner dummen Postgeschichte. „Die Presse hat sich der Angelegenheit bemächtigt,“ schrieb er, „mein Abenteuer ist mehr oder weniger entstellt durch alle Blätter gegangen und der Herr Oberst hat sich veranlaßt gefühlt, mir zu sagen, er halte es unter allen Umständen für nicht unerwünscht, daß ich nach dem Regiments-Exerziren und dem Manöver — also Mitte September — um längeren Urlaub einkomme, damit etwas Gras über gewisse Schwätzereien wachse. Ich war selig, meine süße Asta, bei dem Gedanken, dann zu Dir kommen zu können und ich sehe mich im Geiste schon an Deiner

Seite in den Alleen Eures herrlichen Gartens lustwandeln. Freuen wir uns also auf ein nahes Wiedersehen! Die edle Valerie de Rambert hat den Strom meines Entzückens geduldig über sich dahinrauschen lassen, sie ist mir eine treue, gütige Freundin geworden; leider wird sie sich in nächster Zeit ihrer angegriffenen Gesundheit halber nach dem Süden begeben."

Dieser Brief hatte eine Flut der verschiedensten Empfindungen in Astas Gemüt entfesselt. Eberhard dachte wie sonst zu kommen, hier seine Heimat zu finden, und sie mußten am ersten Oktober aufbrechen, wie viel würde dann auf ihr liegen, wenn er ja noch eine kurze Zeit hier zubringen durfte, würden sie wenig genug mit einander verkehren können. Wohin sie blickte Qual und Hemmniß durch den Verkauf, durch Seebohm!

Seltsamer Weise fühlte sie sich, wenn sie Freundliches von Eberhard gehört hatte, in ihrer Erbitterung gegen Seebohm bestärkt, ganz im Stillen half ihr die Erinnerung an den lieben Vetter dazu, dem Feinde wieder standhafter Trotz zu bieten.

Die Uebellaune, welche Asta jetzt täglich zur Schau trug und tragen wollte, war völlig gegen ihre Natur und belästigte sie selbst. Sie empfand den Zwang dazu als etwas Fremdes und grollte dem aufs Neue, der ihr diesen Zwang auferlegt. Mit solchen Gedanken beschäftigt, wurde es ihr schwer, eine aufmerksame Wirtin zu sein, und so hielt sie sich mehr zurück, als es sonst ihre Art war.

Fränzchen dagegen tummelte sich wie der Fisch im Wasser in ihrem Elemente, der Lebenslust. Sie hatte bald die Jugend von den Tischen in die Höhe getrieben und zu Laufspielen auf der Bleiche versammelt. Da herrschten nun laute Lust und Gelächter.

„Dreh' Dich nicht um, der Plumpsack geht 'rum," tönte es herüber, dann hieß es: „Wir können's, laßt uns Drittenabschlagen spielen —" — „Nein, nein, Blindekuh im Kreise!"

Seebohm war dem Werben des lustigen Geburtstagskindes nicht entronnen.

Asta hatte der Schwester zugeflüstert, sie habe

noch für das Abendessen zu thun, sie könne nicht mitspielen, und die Kleine war's gern zufrieden gewesen, was lag ihr an Mädchen, namentlich an solchen, die sie halb als alte Jungfer, als Vernunftskasten ansah.

Die übrige Gesellschaft hatte sich auch größtenteils nach dem Rasen gezogen und begleitete das Treiben der Jugend mit Zurufen und Gelächter, ja, Manche, die sonst nicht mehr ans Spielen dachten, hatten sich einfangen lassen und tummelten sich jetzt fröhlich unter dem jungen Volke. Ganz Ernsthafte und Würdige schritten unter Gespräch in den Gartenwegen umher.

So nahte der Abend. Die Schatten wurden länger, der westliche Himmel überzog sich mit tiefem Purpur und strahlte glühende Lichter durch die Stämme der Linden, ein kühler Luftzug machte sich auf und ängstliche Mütter warfen sehnsüchtige Blicke nach dem Hause. Da ertönte die Aufforderung, zum Abendbrod herein zu kommen. Rasch fand man sich zu Paaren zusammen.

Fränzchen hatte sich an Seebohms Arm gehängt. „Wir gehören nun doch einmal als Hausgenossen zu einander," flüsterte sie und blitzte ihn schelmisch aus freudestrahlenden Augen an, „ich will Sie nicht so schlecht behandeln wie gewisse Leute."

Sonstigem Brauch entgegen hatte Asta es heute durchgesetzt, daß die Plätze mit Namen belegt waren. Die Jugend saß in der offenen Veranda bei Windlichtern, im Saale standen zwei Tische und in des Rittmeisters Schreibstube auch einer, so konnten Alle bequem Platz finden.

Asta selbst saß im Eßzimmer neben dem ältesten Sohne des Gutsbesitzers von Rusteberg. Dornéechen hatte hier die Plätze gelegt und Asta war alles gleichviel gewesen, wenn sie nur nicht in Seebohms Nähe kam, konnte sie doch von hier aus am besten übersehen und anordnen.

Ihr junger Nachbar fühlte sich von der ihm erzeigten Gunst so angeregt, daß er, wenn Asta als Wirtin in Anspruch genommen wurde, der Pfirsichbowle, die vor ihm stand, eifrig zusprach, vielleicht

um sich Mut zu trinken, zu einem außerordentlichen Wagniß.

Lucie Dornée machte in der Herrenstube die Wirtin und Fränzchen hatte ihr sehr lustiges Reich in der Veranda. Seebohm saß ihr gegenüber und sie wußte nicht, sollte sie sich mehr ihren Verehrern, den Studenten, zuwenden oder mit dem Freunde scherzen, er gefiel ihr doch, nun sie ihn mit den Anderen verglich, im Grunde am besten, seine feste, kraftvolle Männlichkeit trat neben den jüngeren Leuten vorteilhaft hervor, und hübsch war er ohne Frage auch.

Auf das Abendbrod folgte die Hauptfreude für die Jugend, der Tanz. Nachdem das Eßzimmer rasch ausgeräumt war, setzte sich der Aelteste von des Pastors Söhnen — dem die Beachtung, welche er heute von Fränzchen gefunden, nicht ganz genügte — gefällig an das Klavier und spielte eine Polonaise, die bald darauf in Walzer überging. Fast die ganze Gesellschaft nahm an dem Tanze Teil.

Die kleine Festkönigin hatte sich so geschickt zu

Seebohm heranzuschlängeln gewußt, daß er beim Beginn der Polonaise kaum umhin gekonnt, ihr die Hand zu reichen, und nun schwebte sie, von seinem starken Arm fast getragen, im Walzer mit ihm dahin.

Asta, die daneben stand, hatte der Schwester Treiben beobachtet, sie winkte unmutigen Blickes das kecke Ding heran. „Komm doch den Herren nicht so auffallend entgegen," flüsterte sie der sich an sie Schmiegenden zu.

„Ich habe etwas gut zu machen," und Fränzchen hüpfte lachend wieder an Seebohms Seite.

Asta tanzte mit ihrem Tischnachbar; Ludwig von Rusteberg war Landwirt, er sollte des Vaters Besitz bald übernehmen und hatte längst schon die tüchtige Asta mit ernsten und sehnsüchtigen Blicken verfolgt. Er wußte, daß sie über den Verkauf von Lindenthal sehr unglücklich sei, daß sie ungern in die Stadt übersiedele und mit dem neuen Besitzer auf schlechtem Fuße stehe, alles dies belebte seine Hoffnungen. Ludwig war kein schüchterner Mann, er wußte, daß er ein gern gesehener Erbe sei, allein

Asta hatte ihn immer sehr kühl behandelt. Er fühlte, daß die schöne, entschlossene Asta von Bernsbach ihm in vieler Hinsicht überlegen sei und traute ihrer heutigen halb zerstreuten Freundlichkeit nicht recht. Sie hatte ihm freilich den Platz an ihrer Seite gegeben, darauf ließ sich doch vielleicht bauen, nur Courage, dem Mutigen gehört die Welt!

Seebohm beobachtete das Paar, wie ungeschickt der kleine, täppische Bursche ihre schlanke Gestalt im Tanze führte, dachte er, und es mußte doch so leicht sein, mit der Biegsamen und Schnellkräftigen dahin zu fliegen! Sie kann nicht so schroff sein, mir heute vor allen diesen Leuten einen Tanz zu versagen, und dann will ich sie, während ich sie fest an mich ziehe, bitten, endlich die thörichte Feindschaft aufzugeben, die zu nichts führt und sie so gut quälen muß, wie sie mich quält.

So wie der Walzer zu Ende war eilte er, seinen Vorsatz auszuführen.

„Darf ich um den nächsten Tanz bitten, mein gnädiges Fräulein?“

Sie maß ihn mit einem großen Blick, er verstand den Inhalt desselben und trat verletzt einen Schritt zurück; sie meinte also, daß es unbescheiden von ihm sei, ihr zu nahen?

„Ich danke," erwiderte sie kühl, „ich versprach zu spielen." Damit ging sie zum Klavier, sagte dem Studenten, man erwarte ihn unter den Tänzern, sie werde seinen Platz einnehmen. Der junge Mann erhob sich, zufrieden mit dem Tausch, sie streifte die Handschuhe ab, setzte sich und erfreute mit einem stürmischen Galopp die Tanzlustigen.

Seebohm war, um seinen Verdruß zu bezwingen, auf die jetzt leere Veranda getreten. Sie hatte ja recht, er schalt sich einen Thoren, immer wieder den Versuch einer Aussöhnung zu machen, so mochte sie denn bestehen bleiben, diese widernatürliche, fast unerträgliche Feindschaft. Solcher Schroffheit gegenüber, wie dieses Mädchen besaß, waren ja alle Annäherungsbestrebungen ebenso viele Demütigungen für ihn!

Wenn sie es nicht anders wollte, sollte sie ihn für den Rest ihres Zusammenlebens ebenso kühl und ablehnend finden, wie sie selbst war. Er tadelte sich, daß er so lange noch immer Geduld bewiesen. Sie sollte auch nicht merken, daß sie ihn geärgert hatte, er wollte wieder unter die Fröhlichen gehen und die allergrößte Heiterkeit zur Schau tragen.

Rasch folgte er seinem Vorsatz und kehrte zur Gesellschaft zurück, der Kandidat Bruncken saß jetzt am Klavier. Asta tanzte eben vorüber und zog gegen seinen Willen Seebohms Blicke auf sich, aber er wollte sie ja nicht ansehen! Mit der ersten besten Dame, die zur Hand war, warf auch er sich in die Reihen der Tanzenden.

Fränzchen hatte von dem Schönsten, was der Garten geboten, Sträuße gebunden und rechnete auf einen Kotillon, sie war mit ihrem alten Verehrer, dem Verwalter Gerts, engagirt.

Ludwig von Rusteberg näherte sich zuversichtlich und weingerötet Asta, sie sah in seinem Auge ein zärtliches Etwas, das sie erschreckte, auch konnten ja

die Launen des Kotillons sie in Seebohms Arme führen, und dieser Möglichkeit mußte sie ausweichen, so erklärte sie denn kurz entschlossen, sie werde zum Tanze spielen, es war ihr ein Opfer, denn sie tanzte gern, aber sie meinte, keinen anderen Ausweg zu finden.

„Ach, Du bist himmlisch!“ flüsterte Fränzchen, die Schwester umfassend, „nun ist Brunken frei, und Herr von Rusteberg kann mit Luischen tanzen, die ihn so gern mag.“

Asta hatte während des ganzen Kotillons ihr Möglichstes am Klavier gethan. Ihr war dabei wunderlich zu Mut, Schwindel und Mißstimmung quälten sie, und ihr Spiel wurde immer maschinenmäßiger. Als sie sich endlich erhob, flimmerte es vor ihren Augen, während eine glühende Hitze ihr zu Kopf stieg.

Fränzchen stand neben ihr und bettelte um einen Kehraus: „Zuerst, ‚als der Großvater die Großmutter nahm‘, und dann immer lustiger!“

„Ich kann nicht mehr, Kind!“

Brunken ließ sich herbei und begann die geforderte Melodie, noch einmal ordneten sich die Paare. Asta entwich in den Garten.

Wege und Blumenfelder lagen im stillen, blassen Lichte des Mondes vor ihr da, hinter ihr Musik, Lachen, Schleifen der Tanzenden, und vor ihr dieser unbeschreibliche Frieden der Natur. Es war ein Gegensatz, der sie wohlthuend umfing.

Sie schritt langsam im Mondschein dahin. Wie sie sonst ein solches Fest froh genossen, wie sehr sie sich verändert fühlte, heute war kaum ein anderer Wunsch in ihr gewesen als der, Seebohm auszuweichen und doch, trotz Allem, was sie gethan, hatte er es gewagt, sie aufzufordern!

Eine zärtliche, weinheisere Stimme unterbrach ihren Gedankengang. „Ah, welches Glück, Fräulein Asta! Himmlischer Abend, famoses Vergnügen.“ Sie sah erschrocken zur Seite und gerade in die schwimmenden Augen Ludwigs von Rusteberg.

„Köstlich hier draußen, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“

Sie dankte und wandte sich dem Hause zu: „Ich fürchte, entbehrt zu werden.“

„Ach was,“ sagte er fast lallend, „die tanzen und tanzen, hören Sie nicht? Man muß auch 'mal was Nettes für sich haben. Thun Sie doch nicht immer so scheußlich spröde, ich meine es ja enorm gut mit Ihnen. Sie wissen es ja auch längst, blonde Asta, daß ich für Sie schwärme. Was hindert uns eigentlich? Lassen Sie doch das olle Berlin schwimmen und werden Gutsfrau vom Rusteberge. Papa mag Sie auch schrecklich gern leiden. Sie sollten es wahrhaftig kolossal gut bei uns haben.“

„Ich weiß nicht, Herr von Rusteberg —“ stammelte Asta und beschleunigte ihre Schritte, sie wußte in der That nicht, ob er in der Weinlaune sich einen dummen Witz erlaube, oder ob er ernsthaft zu nehmen sei.

Eben kamen sie unter den Akazien an, da trat er halb vor sie hin, legte seinen Arm um ihre Schulter und flüsterte: „Aber ich liebe Sie ja rasend, seien Sie doch nicht so — so kühl — so —“

Asta suchte ihn abzuschütteln, er aber fing ihre beiden Hände in den seinen, hielt sie fest und kam ihr unheimlich nahe. Er stand dicht vor ihr und vertrat ihr so den Weg. „Liebe, süße Asta, Du mußt meine Frau werden —“

„Gehen Sie — lassen Sie mich los!“ Sie begann mit ihm zu ringen, aber seine Hände waren arbeitskräftig und gaben sie nicht frei.

„Will mich wohl hüten — halte fest, was ich habe —“ lallte er.

Da traf ein Schlag seinen Arm, so daß er aus Schmerz losließ: „Au, wer will mir was?“

„Ich, Herr von Rusteberg, Sie dürfen das gnädige Fräulein nicht belästigen,“ hochaufgerichtet stand Erdmann Seebohm da.

Der Abgewiesene wollte aufbrausen. „Na, wenn Sie doch — doch ihr Schatz sind — ich gehe ja schon,“ und er taumelte davon.

Beiden war die Bezeichnung des Halbtrunkenen wie ein Stich in die Seele gefahren. Vielleicht hätten sie sich jetzt ein gutes Wort gegönnt, jener

Aeußerung gegenüber unmöglich. Asta zwang sich zu einem frostigen Dank, Seebohm hatte sie doch aus einer peinlichen Lage befreit, der sie allein kaum gewachsen gewesen war, das sah sie ein.

„Bemühen Sie sich nicht, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete er ablehnend, „diesen kleinen Dienst, einen Trunkenen in seine Grenzen zu weisen, hätte ich jeder Dame geleistet, und — mancher Anderen lieber,“ er grüßte sie förmlich und ging, mit Vermeidung der Gesellschaft, wo er sich wohl schon empfohlen haben mochte, dem Hofe zu und in sein kleines Haus hinüber.

Ja, er hatte es ihr jetzt gegeben, hatte sie seinen Verdruß über ihre Unart fühlen lassen, allein er war nicht froh darüber. Was half es indeß, sich zu ärgern, er mußte nun bei seinem Vorsatz bleiben, sie merken zu lassen, daß er ihrer unfreundlichen Weise satt und müde sei und sie von nun an übersehe.

Tief verstimmt kehrte Asta ins Haus zurück, wo sie die Gesellschaft im Aufbruch fand. Die

Rustebergs waren zu Astas Erleichterung schon weggefahren, die Uebrigen folgten bald.

Das Geburtstagskind war entzückt von dem wunderschönen Abend, wogegen die Schwester sich bedrückt zurückzog.

Am anderen Tage empfing Asta einen artigen Brief von dem alten Herrn von Rusteberg, er bat sie wegen der ungeschickten Weise um Vergebung, in der sein Sohn am Ballabend um sie geworben habe und hielt in bester Form für Ludwig, der sie schon lange geliebt, um ihre Hand an.

Das Mädchen brauchte sich nicht lange auf ihre Antwort zu besinnen, sie dankte dem alten Herrn für sein Vertrauen, bedauerte jedoch, demselben nicht entsprechen zu können, da sie die Neigung seines Sohnes nicht zu erwidern vermöge. Er solle ihr und den Ihrigen seine Freundschaft und gute Meinung nicht entziehen, aber sie könne nicht anders.

Asta durfte in der nächsten Zeit zufrieden sein, sie hatte erreicht, was sie gewollt, Seebohm übersah sie in merkbarer Weise, er redete sie nicht mehr an,

er ging ihr aus dem Wege, sie war für ihn Luft. Und doch quälte sie seine Gegenwart, seine Persönlichkeit immer noch. Sein Erscheinen durchzuckte sie, seine Nähe machte ihr Herzklopfen, er war ihr nun einmal so gründlich zuwider. Wenn sie sich doch so weit hätte bezwingen können, seine Gegenwart garnicht mehr zu empfinden, aber mit einer solchen, von Anfang an bestehenden Abneigung war wohl nicht allzu leicht fertig zu werden.

Ein Brief von Eberhard brachte ihr rechte Erquickung, er schrieb sehr glücklich, ja übermütig. Auf dem Rennen in Karlsruhe hatte er den Preis von tausend Mark gewonnen und sah nun auf die nächste Zukunft wie ein Krösus, als könne er die ganze Welt auskaufen.

„Wenn die Geschichte bei Euch aufhört," antwortete er auf Astas Brief, „nehme ich eine möblirte Wohnung in Berlin, helfe Dir bei der Einrichtung und führe Dich zu allen Sehenswürdigkeiten, die es giebt, auch das ist eine schöne Aussicht für uns, meine teuere, geliebte Cousine!"

Der briefliche Austausch mit Eberhard bildete ja in dieser ganzen Zeit Astas tröstliche Zuflucht, doch war es ihr unmöglich, ihres feindseligen Verhältnisses zu Seebohm zu erwähnen; warum Eberhards heiteres Gemüt mit den peinlichen Empfindungen belasten, die sie erduldete. Sobald sie die Feder ansetzte, eine Klage über die Person des Käufers auszusprechen, fühlte sie, daß sie es nicht könne.

Sagte ihr ein inneres Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl, daß sie eigentlich nicht klagen dürfe? Oder war ihr Verhältniß zu dem Fremden so persönlich, daß sie Niemandem die seltsamen, fein verschlungenen Fäden bloßzulegen vermochte, die ein freundliches Verkehren hinderten?

Die Nachrichten von den Eltern aus Wiesbaden lauteten dagegen nicht so günstig wie bisher.

Auf längeres Schweigen war ein Brief des Vaters an Asta gefolgt, in welchem er von einer Erkrankung der Mama berichtete. Blanka hatte in größerer Gesellschaft einen weiten Eselritt unternommen, hatte am Ziele mehrere Stunden im Freien

getanzt und war beim Heimritt von Gewitterregen überfallen, nun lag sie schon seit mehreren Tagen stark erkältet darnieder. Sobald sie reisen könne, wollten sie nach Berlin fahren, sich zum ersten Oktober eine Wohnung mieten und dann für den September nach Lindenthal zurückkehren. „Ich möchte meine Jagd noch zum letzten Male genießen,“ fügte er hinzu.

Dieser Bericht, der nach des Rittmeisters Art in einem trüben Ton gehalten war, erfüllte die Angehörigen mit Besorgniß. Wenn die Muttter auch viel aus jeder Kleinigkeit machte, so stand doch fest, daß sie eine zarte Frau war, die großer Schonung bedurfte. Nun hatte sie in ihrer Lebenslust Dinge gewagt, die ihr schaden mußten, wie würde das ausgehen?

In Astas Gemüt stieg die Befürchtung empor, die Mutter könne ernstlich erkranken, und sie genötigt werden, Seebohms Gastfreundschaft über die bedungene Zeit hinaus anzunehmen, ein furchtbar peinlicher Gedanke für sie. Was an ihr lag, sollte gewiß ge-

schehen, den Umzug auch keinen einzigen Tag hinauszuschieben.

Etwa eine Woche später — der September hatte begonnen, gelb und rötliches Laub zeigte sich zwischen dem Grün und zarte Fäden flatterten über den Stoppelfeldern — langte Herr von Bernsbach mit der nun wirklich kranken Frau in der alten Heimat an. Er hatte auf der Station den Wagen eines Bekannten erbeten und überraschte die Familie durch seine Ankunft.

Asta trat ihm zuerst auf der Schwelle entgegen, er umarmte sie erregt: „Gottlob, daß wir hier sind, Kind!" Sie blickte ihn bewegt an, mit diesen Worten hatte ihr Vater sie ja immer begrüßt, wenn er nach Lindenthal zurückgekommen war, heute schnitten sie ihr ins Herz, es war das letzte Mal, er konnte nie wieder so sprechen!

„Mama ist sehr leidend," fuhr er halblaut fort, „wir müssen sie gleich in ihr Bett tragen, es ist doch oben Alles in Ordnung?"

„Natürlich, Papa, hoffentlich wird sie sich bald erholen."

Bernsbach schlang die Arme um seine zarte, trotz der Wärme stark eingehüllte Frau und trug sie die Treppe hinauf. Mademoiselle Dornée folgte, sie hatte Lene zu ihrer Hülfe herbeigerufen und nun wurde die Kranke von Beiden rasch ins Bett gebracht. Asta trat mit einer Tasse Fleischbrühe zur Mutter heran, während Fränzchen laut klagend am Fußende des Bettes stand, dazwischen aber einmal über das andere versicherte, morgen werde Mama gewiß wieder ganz wohl sein.

„Ach, wie fatal, so heimzukommen, die Kur hat mir auch garnichts genützt," jammerte die Kranke, vom Husten unterbrochen, dann, sich halb aufrichtend, fügte sie etwas frischer hinzu: „Die Wohnung in Berlin ist reizend, so wie ich gesund bin, wollen wir umziehen."

Bernsbach winkte Asta ins Nebenzimmer. „Besorge einen Boten aus dem Dorfe, der zum Arzt geht."

„Warum hast Du nicht geschrieben oder telegraphirt, Papa? Man hätte dann den Doktor hier haben können."

„Wußte ich denn, ob wir reisen würden? Das Weiterfahren war auf jeder Station zweifelhaft. Nun, Gott sei Dank, daß wir sie da haben!“

Bernsbach schritt, den Arzt erwartend, im Zimmer auf und ab. Seine Seele war von Qualen aller Art bestürmt. Sollte er sie verlieren, die zu gewinnen er einst sein Gewissen mit schwerer Schuld belastet hatte? Sie, derentwegen er Opfer auf Opfer gehäuft? Wie eine Kette hatte sich nach dem einen ungeheuren Fehltritt — den er doch immer wieder als Ursache eines Glückes preisen mußte — ein Glied herabziehender Verhältnisse an das andere gefügt.

Der langjährige Hausarzt aus dem nächsten Flecken bestätigte die Ansicht der in Wiesbaden und Berlin konsultirten Kollegen, daß Frau von Bernsbachs Zustand nicht ganz unbedenklich sei. In Folge der damaligen Erhitzung und zugleich Erkältung hatte sich ein Lungenkatarrh gebildet, der die sorgfältigste Pflege erforderte. Einige Wochen müsse die Patientin jedenfalls das Bett hüten, dann könne man ja weiter sehen, was zu thun sei.

Die nächste Zeit wurde eine schwere für das ganze Haus; die Kranke fieberte, hustete und war so ungeduldig, daß ihre Pfleger, Bernsbach, die Dornée und Lene, ihre liebe Not mit der Anspruchsvollen hatten.

Asta entbehrte bei nötigen Arbeiten den Rat ihrer alten Freundin und die Hülfe des Hausmädchens, da beide fast ausschließlich durch die Kranke beschäftigt wurden und mußte also mehr denn je zugreifen, denn auf Fränzchens Beistand war noch garnicht zu rechnen, das unruhige Ding hielt bei keiner Arbeit aus. Die Kleine beschäftigte sich jetzt, da ihre Erzieherin die Zügel locker lassen mußte, auf ihre Weise, sang närrisches Zeug am Klavier, saß lesend in irgend einer Laube, schaukelte sich oder spielte mit den Brüdern.

Herr von Bernsbach war schon seit einiger Zeit wieder daheim, ohne daß er Seebohm anders als bei den jetzt etwas flüchtigen Mahlzeiten gesprochen hätte, endlich fügte es sich, daß er, als Blanka eben schlief, auf dem Hofe mit seinem Hausgenossen zusammen-

traf. Sie fingen von den Erträgnissen der Ernte an und erörterten, wo die Wirklichkeit ihre damalige Abschätzung übertroffen habe oder dahinter zurückgeblieben sei. Das Gespräch interessirte Beide, sie verließen den unruhigen Hofplatz, gingen in den Garten und schritten hier in den Alleen auf und ab.

„Unsere Befürchtungen, daß meine Tochter Asta den jetzigen Verhältnissen sich nicht anpassen werde, scheinen glücklicher Weise überflüssig gewesen zu sein," sagte Bernsbach, der Unterhaltung eine neue Wendung gebend.

Er konnte mit gutem Gewissen diese Meinung aussprechen, Niemand hatte geklagt, und er war seiner trüben und weichen Natur nach nicht der Mann, da nachzuforschen, wo ein wunder Punkt liegen mochte, er sparte sich gern unangenehme Eindrücke. Die Seinen wußten dies und schonten ihn, wo sie konnten. Es ging ja Alles glatt, und Asta sorgte wie immer befriedigend.

Nach einer kleinen Pause antwortete Seebohm: „Ich stehe mit dem gnädigen Fräulein noch durchaus

auf keinem freundlicheren Fuße als zu Anfang.“ Er hatte das ganz ruhig sagen wollen, aber unwillkürlich war sein Ton ernst, ja bitter geworden.

Der Rittmeister blickte erschrocken auf, er ahnte, daß man der Kranken wegen den Umzug vielleicht etwas werde verschieben müssen, und es lag ihm Alles daran, des neuen Hausherrn gütige Gesinnung festzuhalten. „So hat Asta doch ihren thörichten Verdruß nicht zu bemeistern vermocht? Ich werde noch einmal ernstlich mit dem Mädchen reden.“

„Thun Sie das nicht, Herr von Bernsbach, ich will keine erzwungene Artigkeit. Wir kommen so bei völliger gegenseitiger Nichtbeachtung am besten mit einander aus —“ wieder trat derselbe gereizte Ton hervor.

„Aber das sind ja ganz unhaltbare Zustände, die ich unendlich bedauere! Ich will Asta nicht entschuldigen, nur um ihr Wesen zu erklären hervorheben, daß sie vielleicht zu viel Temperament besitzt. Ihr Betragen gegen Sie ist die Schattenseite ihrer

Vorzüge. Wie oft habe ich Gott gedankt, daß sie so entschlossen, so lebhaft und unermüdlich ist. Wäre sie weicher geartet, würde sie sich mit dem ihr unzusagenden Verkauf eher aussöhnen. Es ist indeß ihr jetziges Betragen eine Verwechslung zwischen Person und Thatsache, die ich ihrem gesunden Gerechtigkeitsgefühl nicht zugetraut hätte. Ich hoffe, Sie haben doch über Vernachlässigungen in der Wirtschaft nicht auch zu klagen?"

„Durchaus nicht. Ich habe nie eine Frau gekannt, die pflichttreuer und eifriger in der Erfüllung ihrer häuslichen Obliegenheiten gewesen wäre. Es ist ein rein persönlicher Widerwille, der das gnädige Fräulein zu einem ablehnenden Betragen gegen mich veranlaßt, dem ich geradezu gezwungen bin, Nichtbeachtung entgegen zu setzen. Andere Waffen besitze ich der Dame und Hausgenossin gegenüber nicht."

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie nicht von vorn herein als Ankläger auftraten, allein es scheint mir nun doch meine Pflicht zu sein, hier vermittelnd einzugreifen. Wollen Sie einen gesellschaftlich

artigen Ton zwischen sich und meiner Tochter herstellen, so sage ich dafür gut, daß Asta darauf eingehen wird. Sie erzeigen mir eine Freundlichkeit, wenn Sie versöhnlich sind."

Seebohm verbeugte sich zustimmend: „Sie haben gewiß recht, Herr von Bernsbach, und ich werde mich Ihrer Absicht nicht widersetzen!" Es war ein ganz eigener, warmer Ton, in dem er dieses sagte, etwas wie Erleichterung lag darin. Bernsbach fühlte sich in der Seele seiner Tochter beschämt, daß sie es in seiner Abwesenheit so weit hatte kommen lassen. Es fiel ihm jetzt auch ein, daß er die beiden Verfeindeten nur einen stummen Gruß hatte wechseln sehen; welch' kindisches Gebahren! Er wollte Asta ernstlich zur Rede stellen.

Die Gelegenheit dazu ergab sich, sowie er das Haus betrat. Asta ging eben in ihr Zimmer, und er folgte ihr dahin.

„Was wünschest Du, Papa?" Sie sah ihn erfreut an, wie schön war es, daß er zu ihr kam, es geschah jetzt so selten, sie hatten so wenig Gemein-

sames seit dem Verkauf, und nun gar seit die Mutter krank lag, wurde er ganz davon hingenommen.

„Ich bin unzufrieden mit Dir, mein Kind,“ sein Ton war strenger als gewöhnlich. „Es thut mir leid, dies sagen zu müssen, da Du für die pflichttreue Verwaltung des Hauswesens eigentlich das höchste Lob verdient hättest. Wie ist es aber möglich, daß Du es nicht gelernt hast, Dich mit Herrn Seebohm einzuleben? Der Mann läßt in seinem ganzen Verhalten garnichts zu wünschen übrig, er erleichtert uns die Halbheit des jetzigen Zustandes in jeder Hinsicht. Er ist geradsinnig, anspruchslos und von einer Tüchtigkeit in seinem Beruf, die alle Achtung verdient. Und einem solchen Menschen weigerst Du nach Monate langem Verkehr die allergewöhnlichste Höflichkeit? Ich hörte noch keinen Gutentag, keine Gutenacht von Deinen Lippen für ihn, weshalb verleugnest Du sogar die gute Form?“

Asta hatte sich, als sie merkte, wo der Vater hinaus wollte, halb abgewandt, jetzt stammelte sie: „Er sagt mir auch kein Wort.“

„Aber dies unleidliche Verhältniß ist durch Deinen Trotz veranlaßt. Du bist die Schuldige. Soll Seebohm sich ohne Gegenwehr von Dir schlecht behandeln lassen? Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück. Ich will in meinem Kreise eine solche Ungehörigkeit nicht dulden. Magst Du ihn nicht, so ist das Deine Sache, obwohl ich Deinen Geschmack nicht begreife; in der guten Gesellschaft darf man von solchen persönlichen Stimmungen nichts bemerken, und somit hast Du Dich so weit zu beherrschen, daß ein äußerlich artiger Ton aufrecht gehalten wird."

„Es ist unmöglich, Papa — wenn er mich doch gänzlich übersieht!"

„Ich weiß, daß Du von Anfang an Euer Verhältniß verdorben hast, ich mußte Herr Seebohm für Dich um Entschuldigung bitten, er bedauert, daß Euer Verkehr diese unerfreuliche Form angenommen hat und es liegt nun an Dir, die ausgestreckte Hand zu ergreifen."

„Ich ihm die Hand geben? Niemals!" Sie

war einen Schritt zurückgetreten, und ihr Vater sah mit Erstaunen, wie Schreck und Zorn in ihren Augen aufloderten.

Er schüttelte den Kopf: „Bist Du ein hartnäckiges Geschöpf, Dich gegen meine bloße Redeform derartig zur Wehr zu setzen! Gieb ihm die Hand oder nicht, es ist mir gleichviel, aber sei höflich."

Nach dieser Vermittelung war die Möglichkeit, sich wieder zu beachten und ein oberflächliches Wort zu wechseln zwischen den beiden Verfeindeten hergestellt und Seebohm machte bescheiden, aber doch unermüdlich, von dem neu gewonnenen Rechte Gebrauch.

Ein Brief Eberhards an den Onkel, der seinen Besuch gleich nach Beendigung des Regiments-Exerzirens und des Manövers in Aussicht stellte, wirkte wie ein erfrischender Luftzug auf die Gemüter. Mußte Bernsbach seinem Neffen auch antworten, daß er ihn des bevorstehenden Umzugs halber nicht lange aufnehmen könne, so fügte er doch hinzu, daß Eberhard ihm allezeit willkommen sein werde.

Die ungeduldige Kranke, welche immer nach

Unterhaltung und Abwechslung verlangte, erklärte es für ein rechtes Glück, daß des Lieutenants Besuch endlich einmal etwas Erheiterung in Aussicht stelle. Bernsbach selbst hoffte für sein angsterfülltes, tief niedergedrücktes Gemüt Erheiterung von dem sorglosen Neffen. Asta atmete auf, als erwarte sie die Befreiung von großen Lasten durch des lieben Vetters Besuch, und Fränzchen jubelte mit den Brüdern hell hinaus bei der Ankündigung des Gastes. Die klugen Augen der Dornée ruhten mit einem Ausdruck von lächelndem Prüfen auf Astas Mienen, und nur Seebohm fühlte sich als Fremder in der allgemeinen Freude. Was wollte in diesen letzten Wochen der Lieutenant noch hier? Es war das allererste Mal, daß der neue Besitzer eine Anwandlung spürte, als möchte er die bisher so freundlichen Beziehungen aufkündigen.

Und die Hoffenden hatten sich nicht zuviel versprochen, der Lieutenant kam voll Lust und Freude und mit hochgeschwellten Segeln im ersehnten Hafen an. Sein durch die eifrige Korrespondenz gesteigertes

Verhältniß zu Asta, der Renngewinn, welcher ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche erleichterte, der sechswöchige Urlaub, den er in der Tasche trug, dies alles gab ihm die Empfindung, als wäre die ganze Welt sein.

Lächelnd, freudig, mit ausgestreckten Händen, klirrenden Sporen und tönendem Gruß betrat er seines Onkels Haus, in welchem Fränzchen ihm zuerst auf der Diele entgegen sprang und sofort an seinen Hals flog.

Der Rittmeister kam die Treppe herunter: „Willkommen, mein Junge, willkommen! Blanka freut sich außerordentlich, Dich zu sehen."

Mademoiselle Dornée erschien teilnehmend auf der Schwelle der Eßstube, und nun lief auch Asta durch den Gang, der zur Küche führte, herbei.

Sie, die sich brieflich soviel zu sagen gewußt, standen sich jetzt Hand in Hand stumm und errötend gegenüber, während unnennbare Empfindungen sich in ihren Herzen regten. Eberhard hatte die geliebte Cousine freudig umarmen und küssen wollen; wenn er — und wie oft! — an ihr Wiedersehen gedacht,

war es immer so gewesen, jetzt, bei ihrem festen aber ablehnenden Händedruck, empfand er selbst, daß eine solche Begrüßung nur unter vier Augen zwischen ihnen stattfinden dürfe.

„Die Pferde kommen morgen, Onkel," sagte Eberhard vergnügt, „Du bist doch nicht böse, und hast hoffentlich nach wie vor für die braven Gäule Quartier?"

„Herr Seebohm wird gewiß nichts dagegen haben."

„Alle Wetter, diesen Herrn Seebohm vergesse ich immer!"

Ein scharfer Klingelzug von oben mahnte an die Kranke, Lucie Dornée wollte hinaufeilen, der Rittmeister wehrte ihr, er wisse schon, was seine Frau wolle, sie sehe mit lebhaftem Verlangen nach Eberhards Besuch aus, er nahm des Neffen Arm und führte ihn die Treppe hinauf.

Blanka lag in einem eleganten Schlafrock auf ihrer Chaiselongue, trotz allem Putz sah sie verfallen aus, so daß Eberhard bei ihrem ersten Anblick erschrak.

Sie fuhr hastig mit halbem Leibe empor und

streckte ihm die blasse, magere Hand entgegen: „Endlich kommst Du zu mir, und ich habe doch so wenig Amüsement, aber Ihr denkt immer nicht an mich!“ Als sie dies hastig hervorstieß, überzogen sich ihre Wangen mit lebhafter Röte, so daß Eberhard, den sie gleich darauf fragte, wie er ihr Aussehen finde, ihr antworten konnte, sie blühe ja wie eine Rose.

Er mußte sich zu ihr setzen und eine Menge von Fragen beantworten, was er gutmütig that obwohl Ungeduld und Verlangen nach Asta in ihm brannten.

Endlich war Blanka ermüdet, sie erklärte, sich wieder ins Bett legen zu wollen und entließ den Neffen, während ihr Mann bei ihr bleiben mußte.

Eberhard eilte hinunter, ihn verlangte Asta allein zu sehen. Er hatte ihr ein Geschenk mitgebracht, das er ihr unter vier Augen geben wollte.

Wenn er in Frankfurt die Zeil entlang gegangen war, hatte er stets vor einem Juwelierladen still stehen und ein Schmuckstück betrachten müssen, vor dem er einst mit seinem holden Veilchen gestanden hatte. Das Schmuckstück war ein Veilchenzweig von Ame-

thysten, sie hatte die Broche reizend gefunden, und er darauf erwidert „Ihr Bild!“ dann war ein tiefer, warmer Blick zwischen ihnen ausgetauscht, den er noch zu fühlen glaubte; diesen Veilchenzweig, der ja schön und geschmackvoll sein mußte, hatte er jetzt für Asta mitgebracht. Gab er ihr doch auch die Gefühle, deren die Andere nicht wert schien.

Eberhard fand die Damen wie gewöhnlich um diese Zeit im Rondel versammelt. Mit welchen sieghaften Empfindungen er heute unter den Akazien dahinschritt, er dachte jetzt nicht mehr an seine neuliche Niedergeschlagenheit, Sorgen, Bedenken lagen wieder tief unter ihm!

Asta, die mit einer Handarbeit dasaß, winkte ihm, sich neben sie zu setzen.

Fränzchen hatte zerstreut der Dornée französisch vorgelesen, sie klappte jetzt das Buch zu und sagte: „Gottlob, war das die reine Tortur, wo man jeden Augenblick nach Dir aussehen mußte! Und nun erzähle, wie war das Rennen, auf dem Du gewonnen

hast? Wie ging Dir's bei Exercice und Manöver? Wie lange bleibst Du hier?"

„Fragemäulchen Du!" lachte er, gab ihr aber gutwillig, wenn auch nicht mit ganzer Seele Bescheid:

„Vor der Exerzirzeit habe ich mich eifrig dem Rennsport in die Armee geworfen und ein wechselvolles Dasein geführt. Ich begann meine Thätigkeit in Frankfurt selbst, wo ich kolossal auf die Nase, oder vielmehr, das Pferd mir auf den Leib fiel, so daß ich bewußtlos vom Platz getragen ward und abends meine wohlstilisirte Todesanzeige in mehreren Blättern stand, sie lautete: das Pferd blieb gleich todt, und inzwischen ist auch schon der Reiter seinen schweren inneren Verletzungen erlegen —"

„O Eberhard," jammerte Fränzchen, „wenn wir das gelesen hätten, es wäre ja furchtbar gewesen!"

„Ihr würdet gerade so lebendig geblieben sein wie ich, denn es war nicht so arg mit mir. Ich konnte nach acht Tagen wieder Dienst thun und gewann vierzehn Tage nach dem Sturz auf demselben Pferde,

meiner famosen Fuchsstute Bella, das Rennen in Karlsruhe, welches mir den hübschen Preis eintrug."

Als dann Fränzchen noch weiter fragte, rief er ungeduldig: „Komm Asta, laß uns einmal mit einander durch den Garten gehen, ich halte das Stillsitzen nicht mehr aus."

„Ich auch nicht," sagte Fränzchen und wollte aufspringen und sich den beiden Davonschreitenden zugesellen. Mademoiselle Dornée hielt sie aber am Kleide fest: „enfant terrible! Man darf sich doch nicht aufdrängen!"

Und nun gingen die Beiden, die sich immer geschwisterlich nahe gestanden hatten und sich brieflich noch viel näher getreten waren, Arm in Arm unter den herbstlich gefärbten Linden hin und her; denselben Bäumen, die in ihrer Blüte auf einen Augenblick herab gesehen hatten, der ihrem Verhältniß zu einander die nie geahnte Wendung gegeben.

„Du glaubst nicht, meine Herzensasta, wieviel ich immer an Dich gedacht habe," flüsterte er und

neigte sich zärtlich zu ihr herunter, seine Lippen berührten ihr blondes Haar, und er fuhr noch wärmer fort, „sieh hier einen Beweis meines Deingedenkens," sie standen still und er zog das Etui mit dem Schmuckstück hervor und ließ den Deckel aufspringen.

„Ein Veilchen, wie hübsch! Soll ich das haben? Du dachtest wohl dabei an Deine gefährliche Unbekannte?" Eine leise Verstimmung klang aus ihrem Ton.

„Um Dich ganz an ihren Platz zu stellen, nur so, glaub' es mir, teure Asta! Ich habe erkannt, wie viel Du mir bist, wie nötig ich Dich habe. Du wirst mir die richtige Gefährtin sein. Bei Dir bin ich geborgen, meinen leichten Sinn wirst nur Du gut führen. Ist es Dir nicht auch klar geworden, daß wir vorzüglich zu einander passen?"

„Ich kann es nicht leugnen, Eberhard, daß ich manchmal Aehnliches gedacht habe," sagte sie halblaut, niedergeschlagenen Blicks und sanft errötend.

„Siehst Du, so ist es, aus der Ferne, während der Trennung mußten wir uns finden. O Mademoiselle

de Rambert hatte recht, wir gehören zusammen für das Leben, wir lieben uns!"

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie herzlich, Beiden erschien dies alles ganz selbstverständlich, garnicht unerwartet oder als etwas Besonderes.

Als Eberhard sie „seine geliebte Braut" nannte, dachte sie, Gottlob, nun ist mein Schicksal besiegelt, nun kann mich nichts und Niemand beirren, o welch schöne Sicherheit! Ja, so mußte es kommen. Sie war ihm von ganzem Herzen dankbar.

Nach dieser Aussprache gingen sie ruhig und heiter gestimmt weiter und überlegten, wie sie ihre Zukunft gestatten wollten. Asta bat jetzt, wo alle Verhältnisse unfertig seien, noch an keine Veröffentlichung ihrer Verlobung zu denken. Mit dem Vater müßten sie natürlich sprechen, im Uebrigen wollten sie aber die Sache auf sich beruhen lassen, ihr verwandtschaftliches Verhältniß gestattete ja ein zwangloses Verkehren; es sei jetzt, wo der Mutter Krankheit und der Aufbruch so viel Zeit und Gedanken in Anspruch nehme, kaum möglich, noch ein Drittes einzuschieben.

Er war's zufrieden, ihre vernünftigen Erwägungen hatten immer großes Gewicht für ihn besessen, sie war ihm gerade nach der Seite entschieden überlegen, und er hätte nicht gewußt, woher er Gründe nehmen sollte, einen Widerspruch zu unterstützen.

Am andern Tage fanden die beiden Einigen sich in der Schreibstube mit dem Vater zusammen.

Bernsbach war nicht so überrascht wie das Brautpaar gedacht hatte. Seine trübe Miene erhellte sich ein wenig, „Ihr Glücklichen," sprach er innig, „die Ihr so ohne Kampf und Schwanken das Rechte findet! Ich will Euch gewiß keinen Mehltau in die Blüten streuen. Es wird freilich ein Rechenexempel dazu gehören, die nötige Summe für den Heirats-Konsens aus Astas Vermögen zu beschaffen, aber ich denke doch, es wird gehen."

Als man nun mit dem Vater auch die Verhältnisse und zu treffenden Maßregeln erwog, stimmte er der vorläufigen Geheimhaltung lebhaft bei.

„Die Veröffentlichung würde viel zu aufregend für Mama sein. Besuche und Gegenbesuche wären

nicht zu vermeiden, alles dies paßt jetzt nicht. Wenn Blanka hergestellt ist, und wir uns in Berlin befinden, können Anzeigen umher gesandt werden. Nur Deine Mutter, Eberhard, mußt Du ganz selbstverständlich sofort in Kenntniß setzen. Bevor ihre Einwilligung nicht da ist, können wir Euer Verhältniß kaum als bindend bezeichnen.“

Der Lieutenant sah das ein und versprach heute noch zu schreiben.

Der Tochter Verlobung hatte Bernsbach tief ergriffen und in alte Zeiten zurückversetzt. Wie die Jugend so leicht und froh über das ganze Leben zu bestimmen wagte. Und wie schön es war, wenn dies ohne Kampf nnd Verletzungen geschehen konnte. Aber von jener beseligenden Leidenschaft, die ihn einst zu besinnungslosem Thun aufgestachelt, hatte er bei diesem Paare nichts wahrgenommen. Mochte es zu ihrem Heile sein!

Die Pferde waren angekommen, sie brauchten morgen Ruhe, dann aber bat Eberhard, Asta solle mit ihm reiten. Sie hatte es sonst gethan, jetzt aber,

wo so viele häusliche Arbeiten auf ihr lagen, konnte sie nicht die Zeit dazu herausfinden, was er durchaus nicht einsehen wollte. Er ging viel hinter ihr her in Küche und Keller, in Garten und Hof, was sollte er auch mit sich und seiner Zeit anfangen, er gehörte doch nun einmal zu ihr. Sie belästigte das, es hielt sie auf, und sie wehrte sich ein paar Tage im Scherz, dann bat sie ihn ganz ernsthaft, sie in Ruhe zu lassen.

Was er denn aber von ihr habe, wenn sie immer draußen sei? — Sie könne es nun doch nicht ändern. — Die Andern seien meist oben bei der Tante. — Er möge sich mit Fränzchen unterhalten, die sei doch nicht ganz Kind mehr und werde sich glücklich schätzen, wenn er sich mit ihr befasse.

Murrend fügte er sich ihrer Anordnung. Und glücklich war die Kleine, als er sie in ihrer Laube aufsuchte und treuherzig sagte: „Asta ist unnahbar in ihrem Thatendrange, alle sind beschäftigt, ich irre umher wie ein Waisenknabe, wie steht's mit Dir, Kobold, kannst Du mich brauchen?“

Sie sprang empor und hob in ihrer Herzensfreude die Arme in die Höhe, er umfing ihre Handgelenke und drückte sie auf die Bank nieder: „nicht zu stürmisch, Sprühteufelchen, man wird ja bange vor Dir. Soll ich bei Dir bleiben, so sei hübsch zahm.“

„Ach wie reizend, Du lieber Eberhard, ich war schon ganz betrübt, daß Du nur Augen für die Große hattest.“

„Du und betrübt, das ist Verleumdung.“

„Soll ich mich als zürnende Gouvernante aufspielen, wie Asta?“

„Ja nicht! Ich glaube Du lachst noch, wenn man Dir auch den Hals umdrehte.“

„Versuch's!“ rief sie und bog ihr schlankes, schneeweißes Hälschen ihm hin.

Er umfaßte sie im Genick, welch ein weicher, reizender Mädchennacken, wie vertrauend und zugleich schelmisch ihre braunen Augen ihn anblitzten, „Du hast Mut, Fränzel,“ er ließ sie los und rollte ihre dunklen Nackenlöckchen um den Finger, sie duldete alles mit hingebendem Behagen.

„Du hältst still wie Hektor, wenn ich ihm die Ohren kraue, und doch bist Du keine zahme Pute."

„Höre, Eberhard, wenn ‚Sie' immer so schrecklich viel zu thun hat und nicht mit Dir reiten will, so nimm mich mit."

„Dich? Du hast ja nie auf einem Pferde gesessen, lütche Krabbe, und Asta sagt ja auch, daß sie ihr Reitkleid schon zerschnitten hat."

„O, einen Reitanzug habe ich schon fertig und reiten lerne ich leicht."

„Da wäre ich neugierig. Meine Bella geht freilich wie eine Puppe. Es ärgert mich kraß, daß Asta sie nicht einmal versuchen will."

„So laß sie für mich satteln!" Sie sprang freudig auf. „In einer Viertelstunde bin ich wieder da, und wie beflügelt eilte sie davon.

Eberhard stahl sich hinter das Küchenfenster und sah, daß Asta am Herde stand. „Auf fünf Minuten, Liebe, Süße," bettelte er.

Sie kam heran, nicht gerade unmutig aber doch zerstreut, „was giebt es, Eberhard?"

„Fränzchen will mit mir reiten, was sagst Du dazu?"

„Jeder muß einmal anfangen."

„Also meinst Du, daß nichts dagegen einzuwenden ist?"

„Vorausgesetzt, daß Du der Bella ganz sicher bist, nein. Es ist doch ein kleines Vergnügen für Dich. Aber sage Mama nichts davon, es möchte sie aufregen."

„Gut, dann wollen wir es ganz unter uns abmachen, bitte komme nur einen Augenblick heraus, Fränzel wird gewiß in höchst abenteuerlicher Toilette auftreten, die Du erst begutachten mußt."

Asta nickte freundlich, sah noch einmal nach ihren Töpfen und erschien dann bei ihm im Garten; sie hängte sich an seinen Arm, die frische Luft that ihr nach dem Küchendunst gut und so schlenderten sie ihrem Lieblingswege, der Lindenallee zu. Als sie umwandten, kam ihnen die Schwester vom Hause entgegengelaufen.

Fränzchen sah drollig genug aus. Sie trug einen vergilbten Strohhut ihres Vaters, der viel zu

weit und mit einer langen Nadel befestigt war, die weißen Schweiffedern des Hofhahnes nickten darauf, ein winterliches Tuchjäckchen und ein Rock, dem die Drapirung eines Shawls zur Schleppe verhalf, vervollständigten den Reitanzug. In der Hand hielt sie die schwere alte Peitsche aus des Rittmeisters Dienstzeit mit dem großen silbernen Pferdekopf.

„Na, nun weiß ich doch, wo des armen Gockels Paradestück geblieben ist!“ lachte Asta.

„Von der Peitsche kann aber keine Rede sein, Närrchen,“ erklärte Eberhard. „Mit dergleichen läßt sich meine Bella nicht willkürlich traktiren.“ Er ging dann, um mit den Pferden vor die hintere Gartenpforte zu kommen und Asta holte Nadel und Faden, um die Schleppe sicherer zu befestigen.

Als nun endlich die Kleine vor Lust jubelnd auf dem Pferde saß, eilte Asta in ihre Küche zurück, ganz froh, daß Eberhard diese Unterhaltung gefunden habe.

Der Lieutenant und Fränzchen betrieben die

heimlichen Ausritte mit großer Wichtigkeit, er fand sie gelehrig, voll Mut und Geschick, und sie steckten oft die Köpfe zusammen; das Geheimniß des Reitunterrichts beschäftigte Eberhard fast ebenso sehr wie das seiner Verlobung.

Nun kam auch der ersehnte Brief seiner Mutter, den mußte Asta mit ihm lesen, dazu würde sie doch Zeit finden. Er sah sie in ihr Zimmer gehen und folgte ihr dahin.

„Dies ist doch zu wichtig, Du darfst Dich mir nicht entziehen!“ rief er, sie umfassend.

Sie saßen sich gegenüber am Fenster, er las vor und sie lauschte; Frau von Bernsbach schrieb:

„Meine geliebten Kinder!

Ich bin außerordentlich überrascht von Deiner Mitteilung, mein Sohn, gebe Euch aber aus voller Seele meinen Segen. Daß mir die treffliche Asta wie eine Tochter lieb ist, weiß sie, und mit dem besten Vertrauen lege ich das Glück Deiner Zukunft in ihre treusorgenden Hände.

Nur eins scheint mir noch ernster Ueber-

legung wert. Ich kenne Astas Vermögensverhältnisse ja ganz genau, mag das Kapital auch so ziemlich auslangen, jene zum Heiratskonsens nötige Deckung zu geben, so fürchte ich doch, die Zinsen genügen nicht, Euch in Deinem teuren Regimente ein angenehmes Leben zu ermöglichen. Asta ist zwar wirtschaftlich und praktisch, Du, lieber Eberhard, bist es aber nicht, und da ich mich überzeugt halte, daß Asta dereinst ein ganz bedeutendes Vermögen zu erwarten hat, so wäre es vielleicht an der Zeit, den Versuch zu wagen, ob man nicht etwas davon schon jetzt flüssig machen könnte.

Ich war, wie Du weißt, als Braut über ein Jahr lang bei den Schwiegereltern in Lindenthal und befreundete mich innig mit der herrlichen Cäcilie von Morse-Lindenstein, die, mehrere Jahre jünger als ich, später den General von der Hardt heiratete. Sie hat Asta als Kind viel bei sich gehabt und sich immer herzlich für das hübsche, lebhafte Mädchen interessirt.

Welche traurige Dinge sie von den Bernsbachs und Blanka trennten, will ich hier nicht erörtern; genug, äußerlich ist jedes Band zerschnitten, heimlich wird es auf Cäciliens Wunsch von Mademoiselle Dornée zusammengehalten. Die Generalin weiß ganz genau Bescheid von allen Vorgängen in Lindenthal. Sie hat gar keine direkte Erben. Ihr einziger Bruder ist todt, ihre sehr reich verheiratete Schwester ist kinderlos.

Wenn Du, mein Sohn, einen Teil Deines Urlaubs, den Du des Umzugs halber doch nicht ganz bei Deiner Braut zubringen kannst, dazu anwenden möchtest, eine Reise in die Schweiz zu machen, so könnte ich Dir für Frau von der Hardt, die in ihrer Villa am Genfer See wohnt, einen Brief mitgeben, der Dich bei ihr einführen würde. Ich habe seit Jahren mit ihr im Briefwechsel gestanden, und will ihr keine Silbe von einem Zuschuß für Asta schreiben. Die Generalin soll Dich nur kennen lernen und Teilnahme für Dich gewinnen, sie wird, wenn sie so edel ist, wie ich sie

halte, ein berechtigtes Widerstreben überwinden und etwas für Eure Zukunft thun.

Nun braust mir nicht auf, meine lieben Kinder, wenn Ihr dies lest, nennt mich auch nicht eine Erbschleicherin oder berechnend, eigennützig. Ich weiß besser zu beurteilen als Ihr, wie die Dinge in der Tiefe liegen; ich bin ferner eine Frau, die den schweren Kampf mit des Lebens Forderungen kennt, und ich möchte Euch die peinlichsten Dinge dieser Welt, Sorgen und kleinliches Zurathalten des Geldes, ersparen.

Laß mich bald wissen, mein Sohn, ob Du auf den wohlerwogenen Vorschlag eingehst und komme zu mir, um meine mütterlichen Segenswünsche persönlich zu empfangen und den Brief für die Generalin von der Hardt abzuholen. Deine Schwestern schicken Euch ihre Grüße und Glückwünsche.

In treuer Liebe

Deine Muttter."

Als Eberhard schwieg, fuhr sein Gegenüber erregt auf: „Lucie Dornée sollte mit der Generalin korrespondiren und mir niemals etwas davon gesagt haben, obgleich sie weiß, wie lebhaft ich mich immer für Frau von der Hardt interessirte; ich kann es mir nicht denken!"

Asta hatte aus dem Briefe hauptsächlich diese eine sie lebhaft erregende Thatsache herausgehört, und ihre Gedanken beschäftigten sich unwillkürlich nur damit.

„Was meinst Du zu Mamas Vorschlag?" fragte er nachdenklich, „eine Reise in die Schweiz wäre doch nicht übel."

„Ich sehe in der ganzen Sache noch nicht klar. Was sollte die Generalin bewegen, etwas für mich zu thun? Und mit welchem Recht könnte ich es annehmen. Weshalb sollte sie mich gar zu ihrer Erbin auserséhen haben, wo sie mich doch nur als kleines Kind gekannt hat? Wenn ihre Stieftochter gegen ihren Willen Papa heiratete und sie ihr deshalb so ernstlich zürnt, daß sie allen Verkehr und jede Be-

ziehung zu ihr abbrach, so wird sie doch keine Vorliebe für eben dieses unerwünschten Schwiegersohnes Tochter festhalten. Gesetzt aber, sie hätte für mich als kleines Kind eine Zuneigung gefaßt, warum hat sie sich, so lange ich zurückdenken kann, durchaus nicht um mich gekümmert?"

„Wenn Mademoiselle Dornée mit der Dame in Verbindung steht, so wird sie Dir über alle diese Fragen am besten Auskunft geben können. Es scheint, daß selbst Mama nicht ganz genau Bescheid weiß. Immerhin ist die Aussicht, welche dieser Brief Dir eröffnet, recht erfreulich."

„Ich will die erste ruhige Stunde benutzen und mit der Dornée sprechen," sagte Asta aufstehend.

„Und meine Schweizerreise?"

„Wenn Deine Mutter sie wünscht, so reise in Gottes Namen, lieber Eberhard, ich freue mich, wenn Du recht viel Vergnügen von Deinem Urlaub hast."

Drittes Kapitel.

Während des ganzen Morgens hatte Asta keine Gelegenheit gefunden, mit Mademoiselle Dornée alle zu sein; nach Tisch sollte die gefällige Alte soglei wieder zum Vorlesen zu Frau von Bernsbach hina kommen, es war also wieder an keine ruhige Unterhaltung zu denken.

Im Dorfe lag die Schwester der alten Grete, Frau Nolten, die oft auf dem Gute geholfen hatte, schon seit acht Tagen krank darnieder.

Asta fand kurz vor Mittag noch ein Viertelstündchen Zeit, der Einsamen ein Töpfchen mit Suppe hinzutragen, sie wollte zugleich nach ihr sehen, und Greten, die nicht oft fort konnte, Nachricht bringen.

Es war ein erbärmliches Häuschen, in dem die Wittwe bei Tagelöhnerleuten wohnte, und die schlanke Asta mußte sich bücken als sie durch die niedrige Thür in das Krankenstübchen trat. Aber wie erschrak sie, als sich eben vom binsenbeflochtenen Stuhl vor dem Bette der Kranken Erdmann Seebohms kräftige Gestalt erhob. Ein Geldstück in Frau Noltens Hand und das zufriedene Lächeln auf der Elenden Gesicht zeigten, daß er gekommen war, um zu helfen.

„Ich gehe, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, und fügte hinzu, während guter Humor seine Züge erhellte: „für ein Paar wie wir ist kein Raum in der kleinsten Hütte.“ Damit verschwand er.

Asta wußte sich schwer zu sammeln, es war gut, daß die Nolten mit großem Wortschwall den Herrn Seebohm und seine Mildthätigkeit pries, so brauchte Asta wenig zu sagen.

Beim Mittagessen verabredete der Rittmeister — den Blanka nicht brauchte, da die Dornée ihr vorlesen sollte — mit Seebohm einen Jagdausgang, der neue Gutsherr wollte Hektor behalten, den Hund in

der Suche ausprobiren und an sich gewöhnen, was sollte auch Bernsbach mit dem Tiere im zweiten Stock in Berlin?

Eberhard bat Asta, sich ihm Nachmittags nicht ganz zu entziehen. „Gut,“ erwiderte sie, „erst reite mit Fränzchen, doch nach den Klobergen zu, Papa geht nach der andern Seite. Um vier Uhr bin ich mit allen andern Arbeiten fertig und dann wollen wir zusammen die Zwetschenernte halten.“

Er versuchte einen kleinen Luftsprung, drehte sich auf dem Hacken herum, nahm ihre beiden Hände und versicherte, das solle ein rechter Spaß werden. Er verkündete das erfreuliche Vorhaben auch sogleich den Kindern, die Knaben versicherten, das sei ein riesiges Vergnügen, zu dem sie prachtvoll zu brauchen wären, und Asta sagte, sie wolle auch nur warten, damit sie erst aus ihrer Stunde vom Lindenstein zurückkämen.

„Ich mußte die Zwetschen gut ausreifen lassen, daher habe ich Einkochen und Trocknen so lange wie möglich hinausgeschoben,“ erklärte sie, „jetzt sind die

Früchte aber herrlich, schwarzblau die Haut und dunkelgelb das Fleisch."

„Das wissen wir!" schrieen Ali und Bert wie aus einem Munde.

Und Fränzchen trällerte:

„Heute Kinder wird's was geben,
Heute werden wir uns freun,
Welch ein Jubel, welch ein Leben,
Wird dort unter Zwetschen sein!"

Dann nahm sie Eberhards Arm, zog ihn zur Seite und flüsterte, „er sei auch der Allerbeste, wenn er bald satteln lasse."

Eine Viertelstunde später ritten sie miteinander den Klobergen zu.

Asta hatte dafür gesorgt, daß des Schwesterchens Reitanzug bedeutend zierlicher geworden war. Der kleine schwarze Filzhut mit den nickenden Hahnenfedern stand dem Mädchen vorzüglich, und Eberhard fand ihre Erscheinung auf seiner eleganten Fuchsstute allerliebst. Es war zu bewundern, wie rasch sie die Zügelführung begriffen hatte und wie gut sie

Balance im Sattel hielt, da gab es kein Hängen nach der einen oder andern Seite, sicher und elastisch behauptete sie in allen Gangarten ihren Sitz. Er mußte sie als Lehrmeister sorgfältig im Auge behalten und that es gern, denn der Anblick des behenden, freudestrahlenden Geschöpfes war wirklich ein fesselnder.

Da es auf einer schattigen Straße etwas bergan ging, ritten sie jetzt, nach einem lustigen Galopp, im Schritt nebeneinander vorwärts.

„Eigentlich bin ich Dir ganz böse, Du parteiischer Vetter," begann die Kleine und zog ein schmollendes Mäulchen, „Asta hat mir die himmlische Veilchenbroche gezeigt, die Du ihr mitbrachtest. Weshalb bist Du gegen sie immer viel netter als gegen mich? Haben wir Beide nicht immer schön zusammengehalten? Asta ist doch eigentlich halb Kochmamsell und halb Gouvernante, sie paßt lange nicht so gut zu Dir wie ich."

Eberhard dachte, wenn das kleine Ding wüßte, wie ich zu ihrer Schwester stehe, aber er durfte

es ihr am wenigsten anvertrauen, sie wäre gleich damit zu ihrer Mama gelaufen. Lachend sagte er: „Der Aeltesten gebührt doch wohl ein kleiner Vorzug."

„Ich bin jetzt auch groß, und ich will nicht mehr, daß sie, die bald eine alte Jungfer ist, mir in Allem vorgeht. Du bist ja so reich mit Deinem großen Renngewinn, Du lieber, süßer Eberhard, bitte, laß mir auch solche Broche kommen! Ich muß sie haben, ich bin ganz krank vor Sehnsucht danach. Schlag' ein, sag' ja," sie streckte ihm ihre kleine Hand hin und bettelte: „schlag' ein, sag' ja!"

Er war viel zu gutmütig um ihren Bitten widerstehen zu können, und sie sah so allerliebst aus, was lag ihm auch augenblicklich an fünfzig Mark? „Meinetwegen, wenn Dein Herz daran hängt, lasse ich Dir auch solch ein Ding kommen," antwortete er halb unmutig, denn die sinnige Idee, welche er mit seinem Geschenk an die Braut verbunden, war ihm dadurch zerstört.

Sie hüpfte hoch auf im Sattel und schmetterte mit heller Stimme hinaus:

„Du hast Diamanten und Perlen
Und alles was Menschen Begehr,
Du hast die schönsten Augen,
Mein Vetter was willst Du noch mehr.“

„Albernes Ding,“ brummte er, „aber komm, hier können wir einen kleinen Trab riskiren.“

„Nicht vergessen, heute noch nach Frankfurt schreiben!“ mahnte sie mit erhobenem Finger, dann ließ sie der munteren Bella die Zügel und trabte mit ihm fürbaß.

An der Seite des großen Gartens, wo das Lattenpförtchen neben der Laube auf die Wiese mit der Quelle führte, zog sich die Zwetschenallee entlang, dieselbe säumte hier, an der Buchenhecke herlaufend, das Grundstück ein, wie drüben die Linden; die ganze Breite des Gartens mit Gemüsefeldern und Bleiche lag dazwischen.

Die Zwetschenbäume hingen trotz allem Naschen noch sehr voll, und es war ein reicher, erfreulicher Anblick, die gebogenen Zweige mit den dunkeln, hell angeflogenen Früchten zu sehen, die sich in voller Reife am Stiel schon etwas kraus zusammengezogen.

Klas schleppte eine kurze Leiter und Kiepen herbei, die er in die Laube stellte, hinter ihm her kamen Asta und Eberhard, Fränzchen und die hüpfenden und springenden Jungen, sie hatten sich eben wieder gepufft, stolperten über das Seitenbeet und gerieten in ein Kohlfeld, das sie in ihrem Kampfe übel zuzurichten drohten.

Fränzchen stand zur Seite und schrie: „rasch, Ali! Bert muß einen wieder haben — den laß nicht sitzen, vorwärts — faßt Euch!“ und dann wollte sie umfallen vor Lachen.

Asta gebot den Brüdern, aus dem Kohlfelde zu gehen. „Ihr zertretet Alles, wollt Ihr wohl auf den Weg kommen!“

Als sie nicht hörten, sprang Eberhard zu und rief: „Heda, jung Deutschland, Ordre parirt!“ er packte einen jeden der Sünder am Kragen und schleppte sie so zu der Schwester.

„Wenn Ihr Euch nicht schicken wollt, dürft Ihr nicht helfen,“ schalt Asta.

„Bert hat schuld!“

„Nein, Ali hat angefangen!“

Sie waren jetzt unter den Zwetschen und nun ging das Schütteln und Auffammeln an. Wie ein prasselnder Hagelschauer fiel der Segen von den kräftig gerüttelten Bäumen. Mehrere kleine Körbe waren da, in die wurde nun eifrig hinein gelesen. Wer ein Körbchen voll hatte, trug es in die Laube und entleerte es in die dort stehenden Kiepen. Es war eine lustige Ernte, bei der Scherz und Lachen unter der Jugend nicht aufhörte. Viele Zwetschen wurden verzehrt, Klas weidlich geneckt und weiter von Baum zu Baum die ganze Allee hinunter gezogen.

So mochte eine Stunde vergangen, und die Arbeit fast gethan sein, als die beiden Jäger, Bernsbach und Seebohm mit Hektor durch die Lattenthür neben der Laube in den Garten kamen. Die fröhliche Gesellschaft verließ sogleich ihre Bäume und versammelte sich um die Eintretenden.

„Eine gute Jagd gemacht?“ fragte Eberhard eifrig, „scheint ja so!“ Sie hatten je einen Hasen und mehrere Feldhühner auf der Jagdtasche.

„Hängt sie uns um!“ baten die Jungen. Die Herren erleichterten sich gern, jeder der Knaben bekam eine der Taschen. „Und nun die Flinten!“

„Dürfen wir es wagen?“ fragte Seebohm.

„Ich gehe mit ins Haus und lasse die Jungen nicht aus den Augen,“ erwiderte Bernsbach. „Ihnen rate ich, sich noch an der leckeren Zwetschenjagd zu beteiligen, ich eile zu meiner Frau.“ Sie versicherten die Schlösser der Doppelflinten und hängten sie dann Ali und Bert über, die von Hektor umschnüffelt, stolz ihrem Vater voran trabten.

Fränzchen bot Seebohm mit anmutigem Neigen und freundlichem Zureden ihr Körbchen dar, und er nahm dankend einige Früchte entgegen. Dann lief sie Eberhard nach zu den letzten Bäumen, wo Klas eben seine Leiter ansetzte.

Wenn sie den Vetter allein hatte, wollte sie ihn noch einmal erinnern, daß er auch ja heute Abend an den Frankfurter Juwelier der Broche halber schreiben möchte; er sollte ihr nicht entschlüpfen, es

war ja ein Unrecht, daß er ihr nicht gleich dasselbe gegeben wie der Schwester.

Asta war in die Laube getreten, um ihren gefüllten Korb auszuschütten, als sie sich umwandte, stand Seebohm im grünen Rahmen des Einganges vor ihr.

Seit Astas Verlobung war ihre an das Thörichte grenzende Ueberreizung dem Hausgenossen gegenüber etwas weniger peinlich geworden. Sie hatte nicht mehr so viel mit dem heimlichen Zwange zu kämpfen, ihn ansehen zu müssen, wenn er sich in ihrer Nähe befand, wie früher. Sie hörte nicht aus den Stimmen Aller nur die seine heraus, sie erschrak nicht so schmerzhaft und bis ins Herz hinein, wenn sie ihn unversehens gewahrte, und sie glaubte nicht mehr so oft ihn gesehen oder gehört zu haben, wo er garnicht gewesen war. Eberhards Nähe, die Zuversicht, die in ihrem Verhältnisse lag, hatte wohl die Schärfe ihres Hasses etwas abgestumpft. Es war ihr in den letzten Tagen sogar möglich gewesen, dem Gemiedenen unbefangen zu antworten und einmal hatte sie sich,

allerdings mit großem Schreck darauf ertappt, daß sie ihn angeredet und etwas Gleichgültiges gefragt hatte. So erschien ihr das Alleinsein mit ihm nicht als etwas Unerträgliches wie bisher.

„Sie haben einen reichen Segen eingeheimst,“ sagte er mit lächelnder Unbefangenheit und wies auf die gefüllten Kiepen.

„Klas hat schon einige ins Haus geschleppt, aber wir brauchen auch tüchtige Vorräte für zwei Wirtschaften.“

„Für zwei?“

„Nun ja, ich soll doch genug hierlassen, wie Papa sagt.“

„O, Sie Pflichttreue — trotz aller Ihrer Abneigung?“

„Es hilft nun einmal nichts, und bald ist's ja auch vorbei; da Mama sich erholt, hoffen wir, Ihnen keinen Tag über die festgesetzte Zeit lästig zu fallen.“

„Von lästig fallen kann gar keine Rede sein, mein gnädiges Fräulein. Sie sehen doch — oder könnten es sehen, wenn Sie mich Ihrer Beachtung

würdigten, daß ich mich in Ihrem Familienkreise sehr glücklich fühle. Ich denke mit rechtem Unbehagen an meine Vereinsamung, wenn Sie alle fort sein werden und möchte gern den Zeitpunkt hinausschieben."

„Gut, daß es nicht geschieht."

„Noch immer dieselbe Feindschaft, wo Sie doch endlich wissen müssen, daß mir Alles an Ihrer guten Meinung liegt?" Er hatte halblaut gesprochen, sich mit einer Hand auf den Gartentisch gestützt, und sie so ehrlich angesehen, daß sie erschrak, er war ihr kaum jemals so nahe gekommen, wie sollte sie ihm nur entrinnen?

Da dachte sie an seinen Brief, es war ein hoher Trumph, den sie in ihrer Beklommenheit ausspielte, mit seinen damaligen Worten rief sie: „Meine Feindschaft wird Sie nicht allzusehr stören, denn Sie sind ja gewöhnt ohne Frauengunst auszukommen!" sie hatte dies, einen halben Schritt zurücktretend, ihm scharf entgegengeworfen.

„Welch ein zähes Gedächtniß Sie haben." Er

schüttelte unwillig den Kopf. „Wenn ich Ihnen nun bekenne, daß ich in diesem Vierteljahre ein ganz Anderer geworden bin als damals, wird dann nicht endlich jener unglückliche Brief in Vergessenheit zu bringen sein?“

„Ich habe zu thun, lassen Sie mich hinaus.“

Er trat vom Ausgange der Laube zurück. „So gehen Sie, aber hören Sie es noch einmal, daß ich trotz Ihrer Feindschaft, Ihrer Nichtachtung, Ihr Freund bin und bleibe, Sie mögen sich dagegen wehren, so viel Sie wollen.“

Er hatte sie, während sie mit scheuem Aufblicken an ihm vorüberschlüpfte, so treu, so warm angesehen, daß eine Empfindung wie Schwindel über sie kam, und daß sie, ohne zu wissen weshalb, den Gartenweg nach dem Hause zu, hinab flüchtete. Erst als sie zwischen ihren Blumenfeldern anlangte, mäßigte sie den Schritt und besann sich auf sich selbst.

Seebohm war im Laubeneingange stehen geblieben und hatte ihr nachgesehen. Der Ausdruck seines Gesichts wurde immer inniger, es schien, als

wollten seine Blicke die fliehende Gestalt liebkosen. „Und wenn sie noch so schnöde gegen mich ist,“ dachte er, „es hindert mich nicht sie über alles in der Welt gern zu sehen. Sonderbar, daß ich nun gerade dieses Mädchen lieb haben muß, das mich nicht mag. Oder vielmehr garnicht sonderbar, denn Liebe ist doch etwas Selbstthätiges und nicht nur Dankbarkeit für dargebrachtes Entgegenkommen. Eine solche Liebe würde ich anzweifeln, na, dazu giebt es für mich leider nicht die mindeste Gelegenheit! Ein prächtiges Geschöpf und glücklich der Mann, der sie einst sein nennen wird!“

Asta stand einen Augenblick zaudernd, sie wollte ja garnichts im Hause, sie hatte ja in die Zwetschenallee zurückkehren wollen, wo Eberhard mit Fränzchen und Klas noch bei den letzten Bäumen beschäftigt war. Nun aber vermochte sie sich nicht zu wenden, sie hätte ja Seebohm begegnen können, sie wagte nicht einmal, sich nach ihm umzusehen.

Was war denn nur geschehen? Er ihr Freund? Unmöglich! Sie trat in die Veranda, in die leere

Eßstube, starr von diesem Gedanken. Sie wollte in ihr Zimmer gehen, seinen niemals wieder berührten Brief zu überlesen, allein sie war so ergriffen von unklaren, wunderlichen Vorstellungen, daß sie nicht weiter kam. Gelähmt, ganz in sich gekehrt, stand sie am Eßtisch und starrte ohne etwas zu sehen, nach dem Platze, auf dem er zu sitzen pflegte. Wie er gewagt hatte sie anzublicken, und wie ihr sein Blick geradeswegs ins Herz gedrungen war! Sie sah ihn vorgeneigt dastehen, das frische männliche Gesicht, den dunklen Bart, den geraden Ausdruck des Auges, der sie schon so oft hatte erzittern lassen. Wo sollte sie Worte, Thaten finden, sich seiner zu erwehren, wie sie es doch wollte und mußte.

Die Dornée trat ein. „Du schon hier, Asta, die Zwetschenernte beendet?"

Asta schrak auf und sah die alte Freundin an, als sei sie ihr ganz fremd, Lucie Dorneée bemerkte es nicht, sie war sehr ermüdet von dem stundenlangen Vorlesen im Krankenzimmer ließ sich erschöpft in das braune Ecksopha fallen. „Wenn Du Zeit hast, Kind,

so setze Dich ein wenig zu mir und laß uns überlegen. Mamas Befinden bessert sich ja, sie selbst glaubt auch, am 1. Oktober reisen zu können, ich halte es aber doch für unwahrscheinlich, sie schon in acht Tagen so weit zu bringen. Es wird kaum gehen, so gern ich auch meine Reise in die Schweiz mit Fräncis als gesichert ansehen möchte."

„O, nur fort, um jeden Preis fort!" rief Asta und hob, noch mitten im Zimmer stehend, die Hände wie in Angst empor.

„Was ist Dir denn, Du siehst ja ganz exaltirt aus?"

„Verzeih!" das Mädchen fand jetzt erst einige Selbstbeherrschung wieder. „Du weißt," stammelte sie, „daß ich ungern Herrn Seebohms Gastfreundschaft —"

„Das ist doch solcher Aufregung nicht wert. Ich habe Dich noch nie der Uebertreibung und Aufbauschung zu beschuldigen gehabt, aber unserem trefflichen Hausgenossen gegenüber bist Du ganz ausgewechselt, ungerecht und zugleich peinlich. Es wird

ihm durchaus nichts verschlagen, wenn wir etwas länger hierbleiben. Im Gegenteil, er sagte mir noch neulich, daß es ihm schwer falle, uns scheiden zu sehen, die gefüllte Häuslichkeit habe ihm sehr behagt."

„Entschuldige mich, Tante Dornée, ich muß Greten noch Speck zur Abendsuppe für die Leute herausgeben," und fort war sie.

Die alte Dame schüttelte den Kopf und dachte: „daß man doch nie einen Menschen ganz auskennt. Ihre Seele lag bis zu diesem unglücklichen Gutsverkauf klar und offen vor mir da; ihr ganzes Wesen ging in schlichter Herzlichkeit auf und nun plötzlich versteckte Bitterkeit und Uebertreibung der Empfindungen. Sie steht dem Vetter augenscheinlich sehr nahe, aber selbst ihre Liebe bringt sie nicht ins Gleichgewicht; wenn ich ihr doch auf den rechten Weg zurückhelfen könnte!"

Asta war statt in die Küche, in ihr Zimmer geeilt und hatte hinter sich abgeschlossen. So sehr sie auch seit heute Morgen, wo sie von Eberhard seiner Mutter Auseinandersetzungen gehört, danach verlangte,

Mademoiselle Dornée allein zu sprechen, um über ihre Beziehungen zur Generalin von der Hardt Aufklärung zu erhalten; jetzt war jener Wunsch und Gedankengang wie ausgelöscht in ihr, durch Anderes, Größeres verdrängt. Das Verlangen, den Brief Seebohms wieder zu lesen, der den Grund zu ihrer Verfeindung gelegt hatte und sich dadurch zu einem Festhalten des bestehenden Verhältnisses zu stärken, überwog jede andere Empfindung. Ihre Seele brauchte Halt und Bestätigung; die mühsam zwischen ihnen aufgebaute Schranke durfte nicht zusammenbrechen.

Mit einem Schlüsselchen, das sie bei sich trug, öffnete sie den schwerfälligen Mahagoni-Schreibkasten, der auf ihrer Komode unter dem Spiegel stand, und nahm aus einem Geheimfache den Brief, welchen sie vor drei Monaten hier verwahrt hatte. Nachdem sie sich überzeugt, daß die kleinen Vorhänge, welche ihre Fenster gegen die Blicke der Leute auf dem Hofe deckten, gut geschlossen seien, glitt sie in den Korbstuhl vor dem Fenster und entfaltete den Brief.

Aber mit welch unbeschreiblich verwandelten Gefühlen blickte sie jetzt auf diese Zeilen, auf diese steilen Buchstaben, zwischen denen ihr geistiges Auge ein ehrliches Männerangesicht hervorschauen sah.

Sie überlas den Brief ein, zwei Male und empfand mit namenlosem Schreck, daß derselbe sie nicht mehr ärgere. Die Waffe, auf welche sie sich verlassen, war stumpf geworden. Sie fand es jetzt ohne weiteres Bedenken ganz natürlich, daß Seebohm damals von seiner gegebenen Zusage nicht hatte zurücktreten wollen und sah eher sich mit ihrer kecken Einmischung im Schatten, als ihn in seinem geraden Vorgehen. Wie kindisch erschienen ihr heute die Bleistiftzeilen, welche sie unter seinen Brief geschrieben! hatte sie ihm denn in all der Zeit unrecht gethan? Nein, nein, sie wollte, sie mußte ihre Stellung zu ihm festhalten! Ins Bodenlose, ohne Halt und Rettung, führte sie jegliches Nachgeben, jegliche Annäherung —

Da klopfte Grete und verlangte den Speck, Klas fragte, wohin er die letzten Zwetschen bringen solle,

und Fränzchen sang und trillerte Astas Namen in wunderlichen Tonfolgen durch das Haus. Sie mußte, nachdem sie rasch den Brief verschlossen, öffnen und sich wieder mit alle dem befassen, was von ihr gefordert wurde.

Der Grund, weshalb Fränzchen so eindringlich nach der Schwester gerufen, war die plötzliche Forderung der Mama, in die Veranda gebracht zu werden. Sie hatte sich bis jetzt nur vom Bett zum Sopha bewegt und war vom Arzt immer zur größten Ruhe ermahnt worden, und nun verlangte sie mit der ihr eignen hastigen Bestimmtheit hinaus. Ihr Mann hatte seit seiner Rückkehr von der Jagd, und nachdem er die Dornée abgelöst, vergebens Blankas Laune zu bekämpfen gesucht, sein Widerspruch diente nur dazu, sie immer eigensinniger auf ihrem Willen bestehen zu lassen.

Der Rittmeister stellte ihr vor, daß es mittlerweile spät geworden sei, daß die Sonne bald untergehe, daß man morgen den Arzt fragen und sie,

wenn er einwillige, unter Mittag hinaus bringen könne, es half alles nichts.

Blanka saß in einem hübschen Gesellschaftsanzuge auf dem Sopha, legte die Füßchen übereinander, verschränkte die Arme und beklagte sich in bitterem Redefluß über das Gefängniß, in dem man sie halte, das ganze Haus sei fröhlich und guter Dinge, das Lachen und Jubeln habe aus dem Garten zu ihr heraufgetönt, währenddem sei ihr eine langweilige Geschichte vorgelesen. Sie wollte sich aber nicht mehr tyrannisiren und einsperren lassen, sondern auf der Veranda, wie die Andern, den schönen Abend genießen und dann am Souper teilnehmen, es sei nun gerade lange genug, daß man sie so rücksichtslos beseitige.

Asta sollte nun Kissen und Decken auf die Veranda schaffen und sorgen, daß nirgends ein Fenster offen und kein Zug im Hause sei, während Bernsbach seine Frau hinuntertrug.

Jetzt streckte sich Blanka, vom Widerschein der untergehenden Sonne angestrahlt, befriedigt, daß sie

ihren Willen durchgesetzt, auf dem von Asta hergerichteten Lager. Ihres Mannes besorgte Blicke beantwortete sie mit der Versicherung, daß sie sich außerordentlich wohl fühle, daß sie schon viel mehr könne, als sie heute wage, und daß sie doch anfangen müsse, ihre Kräfte zu versuchen, da sie in acht Tagen nach Berlin zu reisen denke.

Als die Sonne unterging, klagte Blanka über Frösteln und zog sich ins Eßzimmer zurück, ihr Mann wollte sie wieder hinauf bringen, sie litt es aber nicht, sie mußte ihr Plänchen ganz ausführen und unten bei den Ihrigen bleiben.

Bernsbach wechselte bei Tisch besorgte Blicke mit Lucie Dornée, die Wangen der Kranken brannten in Fieberröte und sie sprach mehr und lebhafter als sonst. Endlich verlangte sie zur Ruhe und wurde sorglich von ihrem Gatten hinaufgetragen.

Das Wiedererscheinen der Mutter im Familienkreise war ein so erfreuliches Ereigniß gewesen, daß sich die Aufmerksamkeit aller auf sie vereinigte. Dies hatte Asta zur größten Erleichterung gereicht, da sie

sich sowohl Eberhard wie auch Seebohm gegenüber unsicher gefühlt.

Nach Seebohms Freundschaftserklärung in der Laube und nachdem sein Brief wirkungslos für ihr Gemüt geblieben, wußte sie in ihrem Verhalten zu ihm nicht mehr aus noch ein. Wenn sie sich scheu und wortkarg zurückzog, beharrte sie ja in ihrem Unrecht und zu irgend einer Form von Entgegenkommen oder auch nur zu unbefangenem Verkehr, fand sie weder Kraft noch Gewandtheit in sich. Der alte sonderbare Zwang, den dieser Mann ihr auferlegte, wollte nicht weichen, mochte ihr Empfinden auch nur eine Folge der Gewohnheit sein, sie konnte nicht dagegen. Wie beneidete sie der Schwester die tändelnde Leichtigkeit, mit welcher Fränzchen jetzt, nachdem die Mutter sie verlassen, ihrer Laune die Zügel schießen ließ und bald am Klavier, bald im Garten, bald mit diesem, bald mit dem anbindend, die Kosten der Unterhaltung trug.

Nachdem man sich getrennt, war der Eindruck, den der Brief von Eberhards Mutter auf Asta ge-

macht, wieder lebendig in ihr geworden, sie hatte sich das Blatt von ihrem Verlobten geben lassen und beabsichtigte mit Tante Dornée in dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer, das zwischen ihren beiden Stuben lag, darüber zu sprechen.

Die Damen waren nun allein und begannen sich auszukleiden. Asta mußte, um auf den Brief zu kommen, der alten Freundin, vor der sie bisher nie ein Geheimniß gehabt, ihre Verlobung mit Eberhard anvertrauen, und indem sie sich anschickte, dies zu thun, wunderte sie sich über sich selbst, daß sie der Getreuen nicht längst Alles gesagt, und daß es ihr jetzt so schwer falle, zu sprechen. Wie sollte sie ihr Schweigen vor dieser Zuverlässigen entschuldigen? Es war doch auch sonderbar, daß sie, die sich immer für offen gehalten, nicht ein Verlangen empfunden, ihr Herz aufzuthun. Ach, sie verstand sich selbst nicht mehr! Ob das gute Dornéechen ihr nicht zürnen würde?

Stockend kam Asta endlich mit ihrem Bekenntniß hervor, sie legte die schönen weißen Arme um den Hals der Alten, die gebückt und verhutzelt in

ihrem Nachthäubchen dastand, aber verständnißvoll mit klugen Augen zu ihr aufsah. Das üppige, blonde Haar fiel in großen Wellen um Astas errötendes Gesicht, als sie beklommen gestand: „Ich bin Vetter Eberhards Braut."

„Mein Kind, mein liebes Kind, ich habe ja Dein Glück lange kommen sehen!" rief die Alte erfreut, nahm Astas Kopf zwischen ihre Hände, zog ihn zu sich herab und küßte das Mädchen herzlich. „Es ist ja ganz natürlich, daß eine gewisse Scheu Dir die Lippen band; meine treue Liebe sah doch, was in Euch vorging. Dein Eberhard ist ein prächtiger Mensch, vielleicht etwas flatterhaft und leichten Sinns, wie junges Volk zu sein pflegt, aber ohne Falsch und von liebenswürdigem Wesen. Deine Besonnenheit, Deine Richtung auf das Praktische, werden eine schöne Ergänzung für ihn geben."

„Das meint er auch," sagte Asta, erleichtert, daß Tante Dornée sich einverstanden erklärte. Sie zog dann den Brief hervor und gab ihn der alten Freundin zu lesen. Diese nahm noch einmal ihre

Brille aus dem Sammetbeutel und überflog die Zeilen der verwittweten Frau von Bernsbach.

Das kleine graue Gesicht der alten Französin wurde dabei immer ernster und bedenklicher. Sie sah, als sie den Brief gelesen, noch einige Augenblicke sinnend vor sich hin, und Asta, die sie beobachtete, wagte mit keinem Worte ihr Nachdenken zu stören. Endlich begann die alte Dame: „Frau von Bernsbach hat nicht ganz unrecht, indeß —“

„Stehst Du wirklich in Beziehungen zur Generalin von der Hardt?“ fragte Asta gespannt.

„Da Deine Tante die Thatsache ausgesprochen hat, will ich sie nicht ableugnen. Ja, ich korrespondire seit fast siebenzehn Jahren regelmäßig mit dieser ebenso trefflichen wie unglücklichen Frau, die vereinsamt und leidend in ihrer freiwillig gewählten Verbannung lebt. Ich habe sie nur zweimal in der langen Reihe von Jahren besuchen können, hoffe sie aber wiederzusehen, wenn ich jetzt Fränzchen in das Pensionat bringe.“

„Und welches Interesse nimmt sie an mir?“

Asta zauderte, „Du mußt ja nicht denken, daß ich aus Eigennutz frage. Ich habe immer unwillkürlich, wie ganz selbstverständlich an der fremden Dame gehangen, mit der ich doch nicht einmal verwandt bin, und von der hier im Hause nie die Rede war. Es ist ein Zug der Sympathie, welcher mich dazu treibt, daß ich mehr von ihr zu erfahren suche."

„Diesen Wunsch kann ich Dir nicht erfüllen, mein Kind. Als ich damals Deinetwegen hier eintrat, habe ich Deinem Vater gelobt, die Vergangenheit ruhen zu lassen und nie darüber zu sprechen. Ich erkannte seine Forderung als berechtigt an und habe treu mein Wort gehalten. Forsche nicht, auch ferner fühle ich mich zum Schweigen verpflichtet."

„Und was rätst Du, soll Eberhard seiner Mutter Wunsch befolgen und die Generalin aufsuchen? Mir ist der Tante Nebengedanke peinlich, aber ich möchte gern die Gelegenheit ergreifen, jener Frau näher zu treten."

„Ich glaube, es wird Cäcilie interessiren, viel-

leicht auch sehr aufregen, aber doch erfreuen, wenn sie einen Bernsbach wiedersieht."

Am andern Morgen herrschte schon früh große Aufregung im Hause, der Rittmeister kam, als Asta eben ihr Zimmer verließ, mit sorgenvollem, übernächtigem Gesicht die Treppe herunter und erzählte der Tochter, daß Mama gestern Abend noch lange gefiebert, dann in einen unruhigen Schlummer gefallen sei. „Jetzt, gegen Morgen, wachte sie mit andauerndem Husten auf," berichtete er hastig weiter, „und was bis jetzt noch nie geschehen, warf etwas Blut aus. Sie ist nun selbst in großer Unruhe, und es muß sogleich ein Bote zum Arzt gehen."

Asta versprach dafür zu sorgen und die Dornée zu des Vaters Unterstützung hinaufzuschicken, dann kehrte Bernsbach wieder zu seiner Kranken zurück. Der Arzt kam, empfahl Ruhe, sah aber den Vorfall keineswegs als bedenklich an; nachdem er noch ein Mittel verordnet, fuhr er wieder davon.

Mit der Kranken war aber insofern eine Veränderung vorgegangen, als sie ihre Sorglosigkeit ver-

loren hatte und die Ihren mit Uebertreibungen und verdoppelten Ansprüchen quälte. Ein paar Tage lastete der Druck, eine Schwerkranke im Hause zu haben, auf allen Gemütern, als sich der Mutter Zustand aber nicht verschlimmerte und der Arzt fortfuhr, guten Mut einzusprechen, herrschte allmälig wieder eine unbefangene Stimmung; daß man aber nicht in nächster Zeit an den Umzug denken konnte, leuchtete Allen ein.

Der Rittmeister hatte gleich nach dem neuen Krankheitsanfall mit Seebohm gesprochen und diesen so bereitwillig gefunden, ihm das Haus noch zu überlassen, daß es Bernsbach leicht geworden war, die Gefälligkeit des jetzigen Besitzers anzunehmen.

„Sie haben mir ja in so überaus liebenswürdiger Weise einen Platz in Ihrem Familienkreise eingeräumt," hatte Seebohm herzlich erwidert, „daß ich froh sein kann, wenn dies für mich höchst angenehme Verhältniß weiter bestehen bleibt. Richten Sie sich mit ihrer Uebersiedelung ganz ein, wie es Ihnen beliebt."

Da der Umzug hinausgeschoben war, hatte Eberhard keine Eile fortzukommen. Er sprach öfter mit Asta über seine Reise in die Schweiz, Beide sahen dieselbe jedoch als ungewiß und keineswegs nahe bevorstehend an. Wenn die Braut auch noch immer sehr beschäftigt blieb, so unterhielt sich der Lieutenant doch recht gut mit dem munteren Fränzchen.

Das ersehnte Schmuckstück kam rechtzeitig aus Frankfurt an; die Kleine fühlte das flache Etui im Couvert, als sie das Geschenk erwartend, dem Briefträger entgegenlief und die Postsachen in Empfang nahm.

Asta war schon bei der Mama oben, und der Lieutenant schlenderte, seine Morgencigarre rauchend, unter den Akazien auf und ab, welche noch grüner im Laube standen als die andern Bäume. Ihr Päckchen mit freudestrahlendem Gesicht hochhaltend, kam das Mädchen ihm von der Veranda entgegengesprungen. „Es ist da, es ist da!" jubelte sie, „o Du Guter — Allerbester!"

Er trat zu einem Gartentisch heran, öffnete den

Umschlag, nahm das Kästchen heraus und gab es ihr: „Da, Du Quälgeist!“ Neuer Unmut hatte sich seiner bemächtigt, konnte aber vor ihrer Freude und Dankbarkeit nicht standhalten. Dies glitzernde Ding zu besitzen, es in der Sonne spielen zu lassen, es anzustecken, war doch gar zu schön! Sie tanzte vor ihm umher, sie sang ihn an und trieb so viel Possen, daß er endlich mit sich und ihr versöhnt, sein Vergnügen an dem glücklichen Kinde hatte und die Abneigung, ihr dies ersehnte Geschenk zu geben, nicht mehr begriff.

Fränzchens Wonne hielt für den ganzen Tag an, sie schmückte sich zum Mittagessen mit der Broche und führte der Schwester ihr Prachtstück selbstgefällig vor; es war dem kindischen Wesen keine geringe Genugthuung, etwas ebenso Schönes zu besitzen wie Asta.

Diese, so neidlos sie sonst geartet sein mochte, fühlte sich nicht allein von Fränzchens triumphirendem Uebermut, sondern auch von des Verlobten Handlungsweise unangenehm berührt. Er konnte ja ihre Schwester, seine Cousine, beschenken so viel er wollte; wenn er

ihnen Beiden offen bei seiner Ankunft die gleichen Schmuckstücke gegeben hätte, würde sie sich durchaus nicht verletzt gefühlt haben, allein die Stunde und die Art, in der sie die Veilchen von ihm empfangen, war so bedeutungsvoll gewesen, daß sein feineres Empfinden ihn gehindert haben müßte, dasselbe für irgend eine Andere zu thun. Daß Fränzchen ihn gebeten hatte, war sie überzeugt, immer aber blieb es unzart und unbegreiflich, daß er sich hatte gewinnen lassen.

Asta war sich bewußt nicht eifersüchtig zu sein, sie wollte auch nicht den Schein davon auf sich laden und verschmähte es daher, mit Eberhard ein Wort von der Sache zu sprechen. Das, was sie dabei unangenehm berührte, entzog sich doch einer Erörterung, wenn er es nicht ohne Hinweis empfand, so war da nicht zu helfen.

Bei Tisch, als Fränzchen garnicht aufhörte groß zu thun, fühlte Eberhard sich etwas beklommen, er sah manchmal Asta, neben der er saß, von der Seite an, sie beherrschte sich aber und er bemerkte nichts

von ihren peinlichen Empfindungen. Auch als sie nach dem Essen miteinander durch den Garten gingen, sagte sie nichts, was ihn allerdings der Möglichkeit beraubte, eine wohl vorbereitete Entschuldigung anzubringen — wie er garnicht anders gekonnt, wenn er nicht ihr Verhältniß habe preisgeben wollen — im Grunde aber erleichterte es ihn doch, daß von dem Geschenk keine Rede war. Sie findet es recht nett von mir, dachte er beruhigt, und es ist ja auch nicht das mindeste Unrecht dabei. In Asta's Seele blieb indeß ein Stachel zurück.

Sie hatte ja ohnehin mit vielem Unfertigen und Peinlichen in ihrem Gemüte zu ringen. Seebohm benahm sich gegen die Ihren gütig, Ihr Vater hatte der Unterredung mit ihm über ihr Hierbleiben anerkennend gedacht — und sie war alle die Zeit schroff und unartig gegen ihn gewesen. Ob wohl ihr böses Gewissen so manche sonderbare Empfindung in ihr hervorgerufen? Es würde ihr gewiß eine rechte Befreiung geben, wenn sie sich überwinden könnte, ihm einmal ihr Unrecht — ihr Bedauern einzugestehen.

Aber wie schwer würde das sein! Doch sie war es sich selbst schuldig, sie sehnte sich auch nach der Erleichterung; Offenheit war ihr immer natürlich gewesen. Nun, vielleicht kam ihr eine günstige Gelegenheit zu Hülfe.

Der Abend war noch einmal warm, ja fast gewitterig schwül. Nach dem Abendessen lief Fränzchen wie gewöhnlich zuerst in den Garten und kam mit der Nachricht zurück: es sei draußen geradezu himmlisch, und eine Sünde im Zimmer zu bleiben, worauf Asta und Eberhard ihr folgten, während der Rittmeister und Lucie Dornée zu der Kranken hinauf gingen, und Seebohm in der Veranda stehen blieb.

Fränzchen tänzelte mit ihren Brüdern unter den Akazien auf und ab und sang:

„Ein Schäfermädchen weidete
Zween Lämmchen an der Hand,
Auf einer Flur, wo Wiesenklee
Und Gänseblümchen stand,
Da hörte sie im fernen Hain
Den Vogel Kuckuck lustig schrein:" —

„Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!“ rief Ali mit Eifer.

„Ali soll nicht immer der Kuckuck sein,“ sagte Bert unzufrieden, „ich sehe das nicht ein, sing weiter Fränzel, das nächste Mal bin ich der Kuckuck.“

„Du? Du machst es so scheußlich — Du Kameel“ —

„Reichlich so gut wie Du —“

„So? Komm an, wer siegt ist der Kuckuck!“ Und die beiden Knaben fielen in der dämmerigen Allee übereinander her und rangen unter lautem Geschrei mit einander. Fränzchen wollte Frieden stiften, es gelang ihr aber nicht.

Seebohm war vor einer Weile auch hinunter gegangen und hatte sich neben den Lieutenant ins Rondel gesetzt, dieser ließ, so wie der Fremde heran kam, Asta's Hand los, die er heimlich, im Bedürfniß freundlich gegen sie zu sein, gehalten hatte.

„Ein wunderbar milder Septemberabend,“ sagte Seebohm, „man sollte meinen im Juli zu sein, ich sah es vorhin leise wetterleuchten.“

„Ja, und da ist sogar ein Glühwürmchen,“ er-

widerte Eberhard, „aber die Jungen sind ja wieder ganz unsinnig, ich muß diese Bande einmal in Ordnung bringen, es ist Bettgehenszeit für sie,“ er sprang auf, trieb die kleinen Kampfhähne auseinander, und schickte sie ins Haus.

„Ihre Frau Mutter ist heute etwas wohler?“ fragte Seebohm unsicheren Tons, man hörte ihm an, er habe das Naheliegendste ergriffen, um mit höflicher Rede eine Pause auszufüllen.

„Ich danke, ja sie erholt sich glücklicherweise,“ Astas Antwort lautete ebenso gezwungen, sie verschmähte es aber jetzt auf die Verzögerung oder Beschleunigung ihres Fortgehens anzuspielen.

Eberhard kam zurück. „Fränzel ist auf Glühwürmchen-Jagd, ich muß sie anführen!“ Er nahm sein Feuerzeug heraus, zündete sich eine Cigarre an, warf scheue Blicke nach der Kleinen, die sich nicht weit davon umhertrieb und schlüpfte ins Gebüsch.

„Ich glaube, mein Vetter will seine Cigarre für ein Leuchtwürmchen ausgeben,“ sagte Asta sich erhebend, „man muß doch sehen, ob ihm seine List glückt.“

Sie ging zu den Büschen, aus deren dunklem Schatten sein Fünkchen hervorleuchtete, und Seebohm folgte ihr.

Fränzchen kam auch heran: „Hast Du die reizenden Glühwürmchen gesehen?“ fragte sie die Schwester. „Manchmal strahlt eins hell auf, dann ist es wieder weg. Still, da sitzt es!“ Sie sprang mit ausgestreckter Hand in das Bosket, griff nach der Cigarre, faßte zugleich seinen Schnurrbart und schrie laut auf: „es brennt — er ist es! Nun will ich's Dir heimzahlen!“ Und sie warf sich in die Büsche ihm entgegen, er entwich mit hellem Gelächter, lief davon, sie folgte, und eine Hetze durch die Gartenwege begann.

Asta und Seebohm, die lachenden Zuschauer bei diesem scherzhaften Auftritt, wurden unwillkürlich den Laufenden nachgezogen.

Als sich Asta besann, fand sie sich an Seebohms Seite in der dämmerigen Allee, ihre Schritte raschelten im gefallenen Laube, und drüben, fern in einem andern Theile des Gartens, hörte sie Eberhards und Fränzchens lachende Stimmen. Einzuholen waren

die nicht mehr. Sollte sie umkehren, es war auch bis zum Hause noch ein weiter Weg und eine peinliche Lage bemerken, hieß sie erhöhen. Sie hatte seit neulich diesem Manne gegenüber alle Sicherheit des Empfindens und Wollens verloren. Wenn sie ruhig mit ihm unter den Linden hinunter schritt, ergab sich zu Ende das Umdrehen von selbst.

Sie wollte eine unbefangene Unterhaltung beginnen, aber was sollte sie sagen? Es fiel ihr vor innerer Unruhe nicht das Geringste ein.

Endlich brach er das Schweigen, welches ihn nicht bedrückt zu haben schien, denn seine Stimme klang, wenn auch gedämpft, so doch freudig bewegt: „Ich muß es Ihnen einmal aussprechen, mein gnädiges Fräulein, wie dankbar ich die Verzögerung Ihrer Abreise empfinde. Jeder Tag ist schön, den ich noch in Ihrer Nähe verlebe. Sie wollen nichts von mir wissen, Sie hassen mich; über solche Empfindungen ist nicht zu streiten. Ich weiß, daß ich mich Ihnen nicht liebenswert machen kann. Alles dies hindert mich aber nicht, Freude an Ihnen zu

haben. Schon seit geraumer Zeit, eigentlich von Anfang an, verfolge ich ihr Wesen und Wirken mit dem größten Interesse. Sie sind ein Weib, wie es sein soll, wie es jedem Hause, jedem Manne zum Segen gereicht. Ich bewundere Ihre Thatkraft, Ihre Rührigkeit. Trotz Ihrer Jugend sind Sie so pflichttreu, so bewandert in allen Arbeiten der Wirtschaft, wie ich kaum eine alte Hausfrau kenne. Und doch ganz Dame, garnicht einseitig, voller Jugendmut und Hingabe an das Leben. Urteilen Sie über mich wie Sie wollen, ich kann nicht anders als Sie hochschätzen."

Seine Anerkennung, sein Freimut, berührten sie eigentümlich. Hatte sie denn nicht neulich mit Schmerzen eingesehen, daß sie ihm Unrecht gethan habe? Erforderte es nicht ihr Gerechtigkeitssinn, dies offen einzugestehen und ihn wegen mancher zur Schau getragenen Gehässigkeit um Vergebung zu bitten? Ja, wenn dies alles von ihrer Seele herunter sein würde, konnte sie vielleicht noch in ein ruhiges Gleichmaß des Verkehrs mit ihm einlenken, wie es doch bei ihrem verlängerten Zusammenleben höchst

wünschenswert war. Also Mut und heraus mit dem beschämenden Bekenntniß, welches ihr ja auf den Lippen brannte! —

„Herr Seebohm,“ hob sie zaghaft an, „ich war damals als sie Lindenthal von Papa kauften so außer mir über diese für mich unfaßliche Thatsache, daß ich es wagte mich einzumischen, wo ich hätte schweigen sollen. Ich kann einmal leichter handeln als stillhalten! Ihr ablehnender Brief, der, wie ich jetzt einsehe, berechtigt war, beleidigte mich furchtbar. Ich verwechselte in meiner Verzweiflung Ihre Person mit der mir schmerzlichen Thatsache, ich wurde ungerecht gegen Sie und begreife nicht, wie Sie einem trotzigen, unartigen Geschöpf Ihr Wohlwollen haben zuwenden können. — Vergeben Sie mir!“

Sie hatte eine Wendung mit der Hand gemacht, als wolle sie ihm dieselbe reichen, trotz der Dämmerung erkannte er jede ihrer leisesten Bewegungen und umfing jetzt ihre Rechte mit starkem Druck. Sie standen fast zu Ende des Baumganges sich gegenüber, die herbstlichen Blätter flatterten um sie her

sacht zur Erde, ein warmer Brodem flutete in der Luft, Alles ringsum leise verschleiert, traumhaft, Zeit und Ort entrückt. Nur zwei Menschenherzen klopften hoch in seltsamem Drängen und Stürmen. Er wurde sich's mit Entzücken bewußt, daß er endlich ihre Hand halte, ihre Hand, die sie ihm bisher fast angstvoll geweigert.

Erschrocken löste sie sie und wandte sich zugleich zur Heimkehr. „Ich muß nach Hause," stammelte sie, „lassen Sie uns eilen."

Er ging neben ihr her, ganz erfüllt von der Wendung, die ihm diese Stunde gebracht. „Ich wußte es ja, daß einst noch die klärende Aussprache zwischen uns kommen müsse," sagte er freudig. „Gottlob, nun verstehen wir uns und keine Schranke, kein Vorurteil trennt uns mehr! Wie glücklich mich das macht! Wie Ihre Nähe mich mit einer ganz eigenen Wonne erfüllt. Ich habe nie so etwas erfahren, wie Sie in mir anregen. O, wenn ich Sie doch nicht zu verlieren brauchte, wenn Sie Linden=

thal doch nie verließen — wenn Sie mein würden — wenn ich um Sie werben dürfte, Asta?"

Fast wie ein Schrei klang die Bitte von ihren Lippen, daß er schweigen solle. Und dann: „Lassen Sie mich — um Gotteswillen — nicht weiter! — Ich bin ja meines Vetters Eberhard Braut —"

„Ist es möglich — Sie — Asta — des Lieutenants Verlobte?"

Sie konnte nur ein kurzes: „Ja — ja!" hervorstoßen, dann lief sie, so rasch ihre Füße sie tragen wollten, dem Hause zu.

Seebohm folgte ihr nicht, er hatte genug zu denken, zu überwinden; war er denn blind gewesen, daß er die Vertraulichkeit der beiden jungen Verwandten so harmlos genommen? Aber mit Fränzchen ging der Vetter ja ebenso um. Grübelnd, herabgestürzt aus dem eben geöffneten Himmel, wie verarmt schritt er langsam seinem kleinen Hause zu.

Er hatte eine Fülle von auf ihn einstürmenden Gedanken und Empfindungen zu verarbeiten. So sicher er sich anfänglich dem gegenüber gefühlt, was

er „Weiberlaunen“ genannt, so tapfer er bei späteren schroffen Berührungen mit Asta an seinem Standpunkt festgehalten, um so sicherer war er nun nicht von persönlichen angenehmen Berührungen, sondern von der ganz sachlichen Beurteilung ihres Wesens und Wertes verstrickt worden. Nach und nach war es ihm als das Erstrebenswerteste auf der Welt erschienen, ihr näher zu treten. Sie zu gewinnen, sie sein zu nennen, hatte er ihrer ablehnenden Haltung gegenüber kaum auszudenken gewagt. Ihre freimütige Bitte um Vergebung, Ort und Stimmung hatten ihn zu einem Bekenntniß hingerissen und nun — nun war Alles ganz plötzlich aus!

An seiner tiefen Bekümmerniß merkte er, daß seine Hoffnung, sie zu gewinnen, aus unbewußten Quellen gespeist sein mußte, daß er trotz Allem, was scheinbar dagegen gestimmt, gehofft hatte. Allein seine Betrübniß war ohne Bitterkeit, sie hatte ihm ja nie, auch nur mit einem Blick etwas versprochen, und er konnte sie nach wie vor in ihrer reinen Wahrhaftigkeit lieb behalten. Je versöhnter er sich

aber mit ihr fühlte, um so schwerer wurde ihm die Entsagung.

Asta hatte die Veranda erreicht, die Hängelampe brannte im Eßzimmer, und Fränzchen saß am Klavier. Eberhard stand daneben, die Beiden lachten und trieben Scherz mit einander, jetzt sang das Mädchen, während er die Melodie nachbrummte:

„Du, Du liegst mir im Herzen,
Du, Du liegst mir im Sinn —“

Unbemerkt schlüpfte Asta hinter ihnen durch das Zimmer und in ihr Stübchen hinüber.

„Du, Du machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich Dir bin,“

tönte es hinter ihr her.

Sie warf sich in ihr kleines Sopha, barg die Augen in den Kissen und flüsterte:

„Weißt nicht, wie gut ich Dir bin.“

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen empfing Eberhard von unbekannter Hand einen Brief aus der Schweiz. Er war allein in seinem Zimmer und öffnete rasch unter dem flüchtigen Eindruck: sollte meine Mutter an die Generalin geschrieben haben, und diese mich nun einladen?

Der kurze Brief war Violette Ladouce unterzeichnet und lautete:

„Monsieur de Bernsbach!

Wir haben einst das Versprechen ausgetauscht, uns wiederzusehen. Liegt Ihnen dieser Wunsch noch am Herzen, so empfangen Sie hier meine Adresse. Es gilt manches Dunkele aufzuklären.

Nehmen Sie den Gruß der einstigen Valerie de Rambert

Ihrer Violette Ladouce.

Genève, Rue du Rhône 5."

Der Lieutenant stand wie betäubt, der starke Veilchenduft, welcher ihm aus dem Papier entgegenquoll, zauberte ihm die liebliche Gestalt mit den sanften, bittenden Augen wieder vor die Seele. Ja, Violette mußte sie heißen! Unwillkürlich hatte er sie so genannt. Sie dachte noch sein, sie hatte ihres Versprechens nicht vergessen! Es verlangte sie danach, sich ihm gegenüber zu rechtfertigen — o, wie ihn dies alles beglückte! Eine Grausamkeit wäre es gewesen, ihr die Gelegenheit zu ihrer Verteidigung zu weigern. Vom ärgsten Verbrecher hörte man, was er für sich vorbringen könne und diesem armen, schändlich umgarnten Kinde sollte er die Bitte abschlagen? Nein, nimmermehr! Er hatte ja doch in die Schweiz reisen wollen. Er würde also nicht einmal Violettes halber gehen. Er reiste aus Rücksicht für die Wünsche seiner Mutter, in den Angelegen-

heiten seiner Braut, wenn er mit dem Besuch bei der Generalin von der Hardt einen Abstecher nach dem herrlichen Genf verband, so war das ganz natürlich.

Eine seltsame Unruhe ergriff ihn, er ging räumend im Zimmer hin und her, als wolle er sogleich anfangen einzupacken. Dann besann er sich, daß er doch erst mit seinem Oheim, mit Asta. sprechen müsse, und daß heute der Aufbruch schwerlich noch ins Werk zu setzen sei. Zu morgen hoffte er aber sich zu lösen; er wollte seine Mutter bitten, ihm den Empfehlungsbrief an die Generalin nach Frankfurt zu schicken, wenn er zurückkam, konnte er die Seinen noch immer aufsuchen, der Urlaub dauerte ja bis Ende Oktober. Rasch schrieb er seiner Mutter die Bitte und ging, den Brief selbst zur Station zu tragen, er war in einer Stimmung, daß er meinte fliegen zu können.

Auf dem Heimwege begegnete ihm der Onkel mit der Flinte über dem Rücken. Er streifte nach einer Kette Hühner, die in der Nähe auf dem Stoppel-

felde lag, um für seine Kranke den Lieblingsbraten zu erlegen. Der Rittmeister war erstaunt, seinen Neffen hier zu treffen. „Ich dachte, Du wärst mit den Mädchen im Garten," sagte er.

Eberhard erzählte, daß er einen Brief an seine Mutter fortgetragen habe, der er geschrieben, daß er an seinen baldigen Aufbruch von hier denke, da der Umzug herannahe. Weil er nun einmal doch nicht bei der Braut bleiben könne, plane er noch eine Reise in die Schweiz.

Er wußte längst, daß der Onkel nicht gern von Frau von der Hardt reden hörte und hatte daher nur der Einwilligung zu seiner Verlobung ohne Mitteilung des übrigen Briefinhaltes Erwähnung gethan. Jetzt konnte er aber doch nicht gut umhin hinzuzufügen, seine Mutter wünsche, daß er auch die Generalin aufsuche.

„Thue, was Du nicht lassen kannst," erwiderte der Rittmeister schroff und finsteren Gesichts, „ich werde Dir niemals raten, Dich ablehnend gegen die

Wünsche Deiner Mutter zu verhalten, aber mich laß, bitte, ganz aus dem Spiele."

Eberhard wechselte recht gern den Gesprächsgegenstand; es war ihm lieb, wenn er nicht allzu genau nach den Gründen, die ihn in die Schweiz trieben, befragt wurde. Es kam ja nur darauf an, daß der Oheim wußte, was er beabsichtigte.

Asta konnte er erst nach dem Mittagessen ungestört sprechen. Sie war den ganzen Morgen mit dem Einkochen ihrer Zwetschen beschäftigt gewesen, und bei Tisch hatten sie nur wenige Worte gewechselt. Beide waren zerstreut, von zwiespältigen Empfindungen erfüllt und daher Einer für des Anderen Stimmung blind.

„Ich darf meiner Mutter Wunsch doch nicht länger unbeachtet lassen, liebe Asta," sagte Eberhard etwas gezwungen zu seiner Braut, als sie miteinander in der Veranda standen. „Es war hier ja riesig nett, Liebchen, ich konnte nicht eher los, aber was hilft's, einmal muß doch geschieden sein. Ich habe meiner Mutter vorhin geschrieben, daß ich morgen abreisen würde."

„Morgen?“ fragte sie mit tiefem Atemzuge, sah ihn dann aber gerade und forschend an, während sich etwas wie Besorgniß in ihrem Blicke aussprach. Sie fand jedoch in seinen Zügen nur das freundliche Bestreben, ihr die beabsichtigten Reisepläne annehmbar zu machen. Dennoch fragte sie bang, ob sie etwas versäumt habe, ob er sich in Lindenthal nicht mehr wohl fühle? Und versicherte, sie werde gewiß in nächsten Tagen mehr Zeit für ihn erübrigen.

„Es wäre ja famos, wenn ich noch hier bleiben könnte,“ erwiderte er mit dem Bemühen, herzlich zu sein, „aber Dein Vater konstatirte mit aller Entschiedenheit, daß ich die Wünsche meiner Mutter nicht gleichgültig nehmen dürfe. Am nächsten Dienstage ist der 1. Oktober, ein Tag nach dem anderen geht vom Urlaub hin, und ich habe faktisch etwas versäumt, wenn ich nicht gehe — also Schatz, wir müssen daran glauben!“

„Sehr schade,“ meinte sie, aber im Ton lag etwas wie Erleichterung. Sie waren Beide nicht böse, als Fränzchen herbeihüpfte und fragte: was sie

denn für Heimlichkeiten trieben, weshalb sie die Köpfe zusammen steckten?

Asta antwortete: „Cousin Eberhard geht morgen fort, er hat noch eine Schweizerreise vor.“

„Morgen!“ rief Fränzchen mit weit geöffneten Augen und deutlichem Erschrecken, dann stürzten ihr plötzlich die Thränen aus den Augen, und sie klammerte sich unter Schluchzen an seinen Arm.

„Kleines Ding — nur ruhig — nicht so fanatisch,“ er zog ein feines Tuch aus der Brusttasche seines Civilrockes und tupfte ihr damit die Thränen ab.

„O, wie gut das riecht!“ sagte Fränzchen, „gieb 'mal, wie lauter Veilchen!“ Er hatte das Tuch zu Violettes Brief gesteckt und wurde sehr rot bei des Mädchens Bemerkung.

Asta hatte schon still die Veranda verlassen, die jüngere Schwester aber verlangte so lebhaft nach Auskunft und Erklärung, daß der Lieutenant auf der Hut sein mußte, weder das eine noch das andere seiner Geheimnisse zu verraten.

Einen Trost fand endlich die Erregte darin, daß sie ja auch bald in die Schweiz kommen und ihn dann gewiß treffen werde. Er neckte sie mit ihrer „Zwangsanstalt", aus der es kein Entrinnen gäbe, und ihr lustiges Geplänkel war bald wieder im besten Gange.

Eberhard war abgereist, und Asta fühlte sich, obwohl sie es sich nicht zu gestehen wagte, befreit; freilich blieb noch ein anderer Druck auf ihrem Gemüte lasten.

Ihr Verkehren mit Seebohm war dem äußeren Anscheine nach in die Zeit der ärgsten Feindschaft zurückversetzt, sie wechselten kaum einen flüchtigen Gruß mit einander und wichen sich aus, wo sie konnten; nur manchmal schweifte ein unbewachter scheuer Blick von Einem zum Anderen, der nicht von Feindschaft sprach.

Auch dieses unklare Verhältniß ließ sich nicht ändern, mußte getragen werden, wurde aber täglich peinlicher. Der magnetische Einfluß seiner Gegenwart, den sie so lange für die Folge ihrer Abneigung

gehalten, äußerte sich deutlicher denn je, sie sah, wenn sie da eintrat wo er war, oder wenn er zu den Mahlzeiten hereinkam, nur ihn. Jedes Wort, das sie sagte, prüfte sie auf seinen Zusammenhang mit ihm, mit seinen Wünschen und Interessen, oder auf den Eindruck, welches es ihm machen konnte. Sie hatte ihre Unbefangenheit, ihre persönliche Stellung zu den Dingen verloren und litt bei ihrer Selbständigkeit und der unbeschränkten Freiheit, die sie genossen, empfindlich unter dieser inneren Abhängigkeit. Wie war jene überhaupt möglich geworden? Hatte seine Liebe sie gefangen und verwirrt? Mischte sich geschmeichelte Eitelkeit ein? Was ging sie, die Verlobte, dieses fremden Mannes gute oder üble Meinung an? So fragte und durchforschte sie oft in ruhigen Stunden ihr verwirrtes Gemüt, suchte Eberhards heiteres Bild herbeizurufen und geriet doch, sobald ihr Wille erschlaffte, in unwillkürliches Träumen und Sinnen über Seebohm und ihre Stellung zu ihm, ein Versinken, aus dem sie mit Schmerz und Angst zu sich selbst zurückkehrte.

Der erste Oktober ging vorüber, und der Kranken Zustand blieb ziemlich unverändert; der Arzt erklärte vor der Hand ihren Aufbruch nach Berlin für unthunlich, ja gefährlich. Es ließ sich auch vorläufig noch nicht einmal bestimmen, wann die Reise werde stattfinden können. Hätte die Sorge um ihren Zustand Blanka nicht ruhig gehalten, würde sie sich schwerlich gefügt und ihrem Manne viele Not bereitet haben, da nun aber einmal Besorgniß um ihr Leben in ihr wach geworden war, ergab sie sich in das Dableiben, quälte freilich ihre Umgebung mit Ungeduld und mancherlei Zumutungen.

Der Rittmeister saß vor dem Bette seiner Frau und plauderte mit ihr, wie so oft, von ihrem demnächstigen angenehmen Leben in Berlin; es war der Kranken Lieblingsunterhaltung, auf die sie immer wieder zurückkam. Sie war dann in ihrem Sinne unverwüstlich gesund, konnte unternehmen was sie wollte und flog von einem Vergnügen zum andern.

„Ich fürchte, von meiner Sommergarderobe wird wenig zu brauchen sein," sagte sie und richtete sich

eifrig aus den Kissen in die Höhe. „Lene soll die Sachen mit mir durchsehen, vielleicht kann sie oder die Dornée, einiges ändern.“

„Rege Dich nur nicht dabei auf,“ warnte er und sah sie mit liebevoller Besorgniß an.

„Eine andere wichtige Sache darf auch nicht verschoben werden. Ich meine Francis Abreise ins Pensionat, das gute Kind fängt selbst manchmal davon an. Ihr Andern denkt an nichts, ich muß Alles im Kopfe haben. Unser Recht bei Madame Saquin beginnt doch mit dem 1. Oktober, warum soll man sich das selbst kürzen?“

„Ich schrieb der Dame, daß Deine Erkrankung einen kleinen Aufschub des Eintritts der Pensionärin veranlasse.“

„Und weshalb, wenn ich bitten darf?“

„Mademoiselle Dornée sollte Fränzchen begleiten, und Du würdest sie jetzt nicht missen wollen.“

„Ah! Ist es denn absolut nötig, daß Lucie Dornée mitgeht? Ich weiß, sie sieht ihre Heimat gern wieder, und man hätte es ihr ja auch gewähren können, aber

Umstände verändern die Sache. Schicke doch Asta mit, sie ist kein Kind mehr und wird die jüngere Schwester recht gut einführen."

„Asta ist auch schwer zu entbehren."

„Herrn Seebohms Haushälterin ist ja angekommen und Lene sagt, sie sei ganz tüchtig; mir scheint es viel passender, daß die jetzt das Hauswesen führt, als Deine Tochter."

„Wir müssen sehen, ob es sich so einrichten läßt und hören, was die Dornée und Asta dazu sagen."

„Aller Andern Meinung hat immer mehr Gewicht in Deinen Augen als die meinige," unmutig lehnte sie sich zurück.

Der Rittmeister wußte, daß seine Frau ihm von nun an keine Ruhe lassen würde, bis Fränzchens Reise so ins Werk gesetzt sei, wie sie es angegeben. Er entschloß sich also, Blankas Einfall den Betreffenden mitzuteilen.

Zu seiner Ueberraschung stimmte die Dornée nach kurzem Sinnen ein, und Asta schien sogar den Plan mit freudiger Erleichterung zu begrüßen. „Du

Schelm," sagte der Vater, „Du spekulirst sicherlich auf ein Zusammentreffen mit Deinem Eberhard. Na, wer wollte Dir's verdenken? Dies ist eine gefällige Fügung der Verhältnisse und vielleicht könnt Ihr mit einander zurückreisen."

Asta wurde statt aller Antwort glühend rot, sie hatte garnicht an Eberhard gedacht, sie verlangte nur von ganzer Seele fort — fort aus Erdmann Seebohms Nähe.

Die Reise der Schwestern war nun eine beschlossene Sache, alles Nötige wurde vorbereitet und übermorgen sollten sie aufbrechen. Blanka lag im Mittagsschläfchen; der Rittmeister und die Dornée verließen vorsichtig das Krankenzimmer. Als die Thür der Nebenstube, wo Lene mit ihrer Handarbeit saß, sich schloß, und Beide in Frau von Bernsbachs Salon standen, bat die alte Gouvernante den Hausherrn um ein kurzes Gehör.

„Was giebt's?" schrak er auf, „Sie halten meine Frau doch nicht für kränker?"

„Mich beschäftigt augenblicklich etwas ganz

Anderes," erwiderte die Dornée ernst, fast feierlich. „Ungern rühre ich an die alte Wunde, aber es muß sein."

Er erblaßte und machte eine abwehrende Bewegung, sie fuhr jedoch fort: „Herr Lieutenant von Bernsbach hat Ihnen den Brief seiner Frau Mutter noch nicht gegeben, wie er mir sagte, hier ist er, ich bitte, daß Sie ihn lesen. Die Dame berührt Dinge, zu denen Sie Stellung nehmen müssen."

Zögernd und mit dunkeln Wolken auf der Stirn entfaltete der Rittmeister das Papier und überflog die Zeilen. „Eberhard sprach davon — er ersparte mir die Einzelheiten — ich weiß, daß er reiste — warum bestanden Sie darauf, daß ich diese Auseinandersetzungen lesen solle?"

„Weil Sie Ihre Tochter Asta in die Schweiz, an den Genfer See schicken, und weil gerade Asta der Generalin von der Hardt nicht vorüber gehen darf." —

„Asta — Sie meinen?" Ein Ausdruck von Unruhe und Seelenqual breitete sich über seine Züge,

er schien nach Worten zu suchen, die ihm aber versagten.

„Könnten Sie es wirklich über das Herz bringen, dies Kind jener Aermsten vorzuenthalten? Die Gelegenheit ist so günstig, sie fügt sich wie von selbst. Astas Erscheinung wird einen Sonnenstrahl in das verfinsterte Herz der Schwergekränkten werfen, es bietet sich Ihnen endlich eine Gelegenheit, sich freundlich zu erweisen.“

„Und Sie glauben wirklich, mein Kind — meins — könne ihr wohlthun?“ er lachte bitter auf.

„Erinnern Sie sich doch, wie sehr sie an der kleinen Asta hing.“

„Das Ganze ist eine niedrige Erbschleicherei, zu der ich meine Tochter nicht hergebe!“ brauste er auf.

„Die Generalin hat sich nie in klaren Worten über ihre Zukunftspläne ausgesprochen, ich glaube aber, was sie beabsichtigt, steht fest. Mag zwischen Ihnen liegen was da will, von Ihrer Uneigennützigkeit ist sie überzeugt.“

„Allerdings, den Beweis hat sie,“ sagte er

schneidend. „Die Reiche ließ ich um der Armen Willen?“

„Ich begreife nicht, Herr von Bernsbach, daß Sie sich nicht lange schon danach sehnen, etwas wie eine Milderung der Empfindungen anzubahnen.“

„Anbahnen — Milderung — was Sie da reden! Wo starrer Fels sich schroff und turmhoch aufbaut, ist es ein sentimentaler Unsinn von „bahnen“ zu fabeln. Ich denke nicht daran! Es giebt eben Kränkungen — Vergehungen — Schuld, für die in diesem Leben kein Ausgleich, auch nicht einmal ein Milderungsgrund zu finden ist. Die Leidenschaft hat alle Rücksichten vergessen, hat niedergerannt und verwüstet. Wenn zwei Menschen das Unglück haben, als Beleidiger und Beleidigte tödtlich hart aneinander zu geraten, giebt es kaum Entfernungen, die groß genug sind, die Beiden lebenlang zu trennen. Das hat „sie“ auch wohl erkannt und ist mir und den Meinen fern geblieben. Ich danke es ihr, und sollte weniger zart sein? Das wäre ja eine neue Verletzung.“

„Cäcilie ist zu klug und zu gut, um Vater und

Kind zu verwechseln. Ich muß doch ihr Wesen kennen, und sage Ihnen, sie hegt für Asta Mutterliebe; eine Frau wie die Generalin vergißt nie ihr Gelübde. Des Herrn Lieutenants Mutter hat Recht, Asta steht dem Herzen der Vereinsamten nahe. Sie besitzt die Bilder von Asta, und unser Briefwechsel handelt fast nur von ihr."

„Sie wird mir mein Kind nehmen — wird es mir entfremden," sagte er dumpf uud traurig.

„Machen Sie es sich klar, Herr von Bernsbach, auf die Dauer ist dieser Schleier vor den Augen Ihrer Tochter nicht festzuhalten. So begreiflich Ihr Wunsch ist, thunlichst lange die Vergangenheit ruhen zu lassen, urteilslosen Kindern keinen Einblick in schwere Verkettungen aus der Jugendzeit ihrer Eltern zu gestatten, so entschieden muß ich jetzt raten, geben Sie selbst Aufklärungen, die nicht ausbleiben werden und sonst minder schonend von anderer Seite erfolgen könnten."

„Ich — ich sollte — unmöglich!"

„Ihre Schwägerin wird nicht unterlassen mit

der Schwiegertochter zu sprechen, sie hofft etwas davon, wenn sie Asta der Generalin näher bringen kann, und wäre Frau von Bernsbachs Schweigen vielleicht durch Bitten zu gewinnen, so würde irgend Jemand, der die alten Geschichten kennt, wenn Ihre Tochter diese ländliche Abgeschiedenheit verläßt, die Mitteilung in vielleicht sehr unzarten Andeutungen übernehmen, leben doch noch Zeugen genug. Es würde uns auch nicht geglückt sein, jene Dinge geheim zu halten, wenn seitdem hier in der Gegend nicht lauter neue Familien angesiedelt wären."

Der Rittmeister war vom Stuhl aufgefahren und schritt unter einem heftigen Kampf im Zimmer hin und her. Endlich blieb er vor der wohlmeinenden Beraterin stehen: „So ist also der fürchterliche Augenblick da, wo ich meines Kindes Herz verlieren muß — wo die alten Schatten aufsteigen und sich rächen?" Es lag ein trostloser Ausdruck in des Mannes Gesicht und Stimme, ein Ausdruck, der die kleine Dame, trotz ihrer innersten Abneigung gegen ihn, tief ergriff.

„Asta liebt jetzt selbst, Herr von Bernsbach," erwiderte die Alte tröstend, „und wenn auch in der maßvollen und ruhigen Natur Ihrer Tochter die Liebe sich nicht leidenschaftlich äußert, so begreift die Tiefempfindende doch, um welche Macht es sich handelt."

„Asta maßvoll — ruhig? — da irren Sie sehr, das Mädchen ist hitzigen, impulsiven Temperaments. Denken Sie an ihr ungebührlich feindseliges Benehmen gegen unsern trefflichen Hausgenossen, ein Verhalten, in welches sie eben jetzt aufs Neue zurückfällt, und wer stark haßt, kann auch stark lieben, der besitzt eine weite Skala der Empfindungen."

„Möglich, daß die unangefochtene Selbstverständlichkeit ihrer Liebe zu dem Vetter sie vor der Steigerung bewahrte, deren sie fähig sein mag, jedenfalls ist sie im Stande, das Geschehene zu begreifen, und da sie mit allen Fasern ihrer Seele an Ihnen hängt — zu entschuldigen."

„Das kann, das wird sie nie! Ihr reines Gemüt wird sich in die zwingende Gewalt der Sinne nicht hineindenken können — ich soll mein Kind —

meinen Liebling verlieren!“ Er brach auf einem Stuhle zusammen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Mut, Herr Rittmeister,“ sagte Lucie Dornée herb, „es giebt jetzt kein Entrinnen mehr.“

Er ermannte sich, er wurde inne, daß er die Selbstbeherrschung zu weit verloren. „Wohlan,“ entgegnete er gepreßt, „so rolle das Rad. Ich will es nicht länger aufzuhalten suchen. Aber selbst kann ich nicht mit ihr reden. Uebernehmen Sie es, Mademoiselle.“

Ein Ausdruck von Befriedigung sprach aus den Mienen der Erzieherin: „ich bin dazu bereit, und ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich Astas Gefühl für ihren Vater nach Möglichkeit schonen will.“

Wie zerschlagen verließ Bernsbach nach diesem Kampf den Salon und begab sich leise in das Krankenzimmer. Er hoffte, daß sich hier in der Nähe seiner Frau, wo er sich seiner heißen Liebe für sie stets lebhafter bewußt war, am ehesten der Sturm in seinem Innern legen werde.

Lucie Dornée hatte planmäßig und nach reiflicher Ueberlegung gehandelt. Es war längst ihr Wunsch gewesen, Asta der teuren Vereinsamten zuzuführen, und das Mädchen über die alten Beziehungen ihres Vaters aufzuklären. Natürlich bedurfte sie dazu der Einwilligung desselben, die zu erlangen ihr bisher unmöglich geschienen. Jetzt waren die Verhältnisse ihr zu Hülfe gekommen, und bereitwillig hatte sie auf jene seit Jahren ersehnte Reise verzichtet, um vielleicht Größeres zu erreichen. Asta mochte gelingen, was in ihrer Macht nicht lag, nur sie würde im Stande sein, der Verbitterten wohlzuthun.

Lucie Dornée hatte vor ein paar Jahren, als sie nach schwerer Krankheit in ihrem Stübchen volle Muße gefunden, Aufzeichnungen für Asta gemacht, welche das Mädchen über die Vorgeschichte ihrer Familie aufklären sollten, falls sie plötzlich abgerufen werden würde.

Diese Schilderung von Begebenheiten, deren Zeugin sie gewesen, nahm die alte Erzieherin, als sie mit Bernsbachs Erlaubniß versehen herunterkam

wieder zur Hand, nm zu prüfen, ob sie dieselben an Asta geben könne, nachdem sie dem Vater versprochen, ihn in den Augen seines Kindes nicht herabzusetzen.

Sie war in dieser Nachmittagsstunde vor Störung sicher und überlas die folgenden Blätter mit jener Bewegung, welche sie immer aufs Neue erfaßte, wenn sie an die geschilderten Vorgänge dachte.

Fünftes Kapitel.

Die Mitteilungen der Dornée lauteten:

„Meine liebe Asta, ich habe, als ich hier Deine Erziehung übernahm, Herrn von Bernsbach versprechen müssen, einer alten Schuld, die er auf sich geladen, gegen seine Kinder nicht zu erwähnen und habe dies Versprechen bis jetzt treulich gehalten. Ich fühle aber, daß ich nicht aus diesem Leben scheiden kann, ohne eine andere Pflicht zu erfüllen, die mir zu sprechen gebietet.

Du, mein teures Kind, hast ohne es zu ahnen eine Fülle von Liebe und selbstloser Güte genossen, wofür ich Deine Dankbarkeit erwecken und Deiner Wohlthäterin die Befriedigung sichern muß, daß Du wenigstens von ihrer Großherzigkeit weißt. Ich kann

Dich aber nicht anders mit Cäcilie von der Hardt bekannt machen, als indem ich jene Vorgänge schildere, welche Dein Vater geheim zu halten wünscht. So lange ich lebe, wird doch vielleicht einmal die Stunde kommen, in der ich sprechen darf, nach meinem Tode sollen es diese Blätter thun, dann ist der Kampf meiner Pflichten gelöst, dann bin ich der Rücksicht auf Deinen Vater enthoben und kann frei nach meinem Gewissen handeln.

Verzeih, daß ich mit mir anfange, ich kann aber was geschehen, nur von meinem Gesichtspunkte aus erzählen.

Ich kam, vierundzwanzig Jahre alt, als Erzieherin in das Haus des Barons Morse vom Lindenstein. Mein Vater war Prediger in Lausanne und ohne Vermögen. Wir sechs Kinder erhielten eine gründliche Ausbildung und mußten uns dann unsern Weg selbst suchen. Ich hatte es hier gut getroffen. Die Menschen, von denen ich abhing, waren reich und freundlich. Das Schloß galt als eines der prächtigsten

in der Umgegend. Den Park kann ich jetzt nicht ohne Bedauern ansehen, wenn ich ihn mit damals vergleiche, ein Gärtner mit Gehülfen war stets thätig, die Treibereien hinter dem Hause lieferten die herrlichsten Blumen und Gemüse, Alles war so schön und gut gehalten, daß die Leute von fern herkamen, um den Lindenstein zu bewundern.

Bei Morses waren drei Kinder, die achtzehnjährige Amanda, die schon mit einem reichen Baron von Löbnitz verlobt war, und durch mich nur ihr Französisch noch etwas verbessern sollte, Anton, ein angehender Militär, der sich zum Offizier-Examen vorbereitete und die liebe zwölfjährige Cäcilie, welche meine Schülerin wurde.

Morses nächster Verkehr waren die Bernsbachs hier in Lindenthal, Deine Großeltern, Asta. Sie hatten, wie Du weißt, zwei Söhne, Eberhards Vater, den älteren, der schon Offizier war, und Oskar, Deinen Vater, der bei meiner Ankunft sechszehn Jahre alt sein mochte und mit Anton von Morse in Kassel Militärwissenschaften studirte.

Amanda heiratete, als ich ein Jahr hier war; das Fest auf dem Lindenstein dauerte mehrere Tage und versammelte die ganze Umgegend, auch die beiden jungen Freunde aus Kassel waren zugegen und genossen in Jugendlust, was sich ihnen bot.

Schon damals glaubte ich eine besondere Zuneigung zwischen Oskar von Bernsbach und der vier Jahre jüngeren Cäcilie zu bemerken, ich hatte sie Beide gern und freute mich daran. Das Mädchen war allerliebst, schlank, rötlich blond mit dunkelgrauen Augen und feinen, beweglichen Zügen.

Dein Vater war ein schöner, feuriger Jüngling; es lag allerdings etwas Ueberspanntes in seinem Wesen, und ich neckte ihn mit dem Goetheschen Spruch: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,“ und warnte ihn bei einer bestimmten Gelegenheit ernstlich vor unüberlegten Handlungen, was er dankbar und mit dem Geständniß aufnahm, der Augenblick gehe mit ihm durch, er fühle, wie etwas über ihn komme, was ihn hinreiße, wie er dann geradezu nicht anders könne, als seinem Drange folgen. „Dann möge der

übermächtige Trieb Sie nur zum Guten leiten," entgegnete ich ihm und eine bange Teilnahme für den schönen Unbesonnenen erfüllte mich.

Anton war ganz anders, von ruhigem, ehrenhaftem Wesen, er hing treu an dem stürmischen Freunde, war ein zärtlicher Bruder und beharrte unbeugsam bei dem, was er für recht erkannte und wollte. Sein Weg, sagte ich mir, wird gerader und ebener sein, als der Oskars; — daß Anton so früh und wie er enden würde, konnte ich Gottlob nicht ahnen.

Die beiden jungen Leute kamen miteinander zu allen Ferien und blieben, wenn auch nicht unter einem Dache, doch möglichst unzertrennlich, die heranwachsende Cäcilie mußte die Dritte im Bunde sein. Sie entwickelte sich von Jahr zu Jahr lieblicher und wurde mir immer teurer, sie war so offen, so warm und tief empfindend, daß ich meinte, ihre Anlage sei ganz danach, glücklich zu werden und unbeschreiblich zu beglücken. Manchmal glaubte ich, Oskar fühle, welch ein Schatz für ihn zu heben sei, welch eine herrliche Blume ihm entgegen blühe. Dann wieder

schien er Nichts zu sehen und zu wollen, als den Freund oder ging auf in den Annehmlichkeiten, die seine Lebenslage ihm bot.

Beide waren jetzt Offiziere und dienten in demselben Husarenregimente, das in einer geselligen Mittelstadt in Garnison lag. Ich glaubte nun bei jedem Besuch der jungen Männer, die Verlobung zwischen Cäcilie nnd Oskar müsse zu Stande kommen. Mir schien auch, ohne daß je ein erklärendes Wort über die Sache gefallen wäre, daß die beiderseitigen Familien mit herzlicher Zufriedenheit das Werden näherer Beziehungen kommen sahen. Da Bernsbach aber noch jung war, mochte ein Abwarten ganz verständig sein.

Cäcilie hatte in dieser Zeit mehrfach Heiratsanträge; ich war statt der Lehrerin längst ihre Gefährtin und Freundin geworden, und entsinne mich, daß ich einst, als ein schöner, hochstehender Mann um sie warb, bat: „bedenke, was Du thust!“ — Sie aber entgegnete lächelnd und mit aller Entschiedenheit: „O Lucie, wie könnte ich wohl?“

Sollten sie im Stillen schon einig sein? dachte ich, aber natürlich durfte ich ihr Vertrauen nicht herausfordern. Ich sollte bald gewahr werden, daß nur ihr zärtliches Herz seiner Sache sicher gewesen, daß dagegen etwas äußerlich Bindendes nicht vorlag. Nachher habe ich mich oft gefragt, weshalb es nicht dazu gekommen ist? War Anton zu oft der Dritte? Fehlte jener eine zündende Funke, dessen Oskars Natur bedurfte, um sich ganz hinzugeben? War er von Anfang an Cäciliens zu sicher gewesen? Vielleicht wirkte Alles zusammen, das Naheliegende zu verhindern.

Cäcilie stand vor ihrem Geburtstage, der kurz vor Weihnachten fällt, Anton hatte geschrieben, daß Bernsbach und er, die zum Fest erwartet wurden, vielleicht schon früher Urlaub erhalten könnten und dann Cäcilie überraschen wollten. Sie hatte den Brief zufällig gelesen und befand sich nun in einer Spannung, einer gehobenen Stimmung, wie ich nie an ihr gesehen. Würde sie sich noch Oskar gegenüber beherrschen können? Aber unbesorgt, wenn er da war,

hielt ihre zarte Mädchenhaftigkeit sie in den sichersten Schranken.

Zu unserm unbeschreiblichen Erstaunen kam Anton allein. Er war verlegen, gedrückt, und seine Ausrede weshalb er den Freund nicht mitgebracht, klang unsicher. „Er wird dienstlich einen kleinen faux pas gemacht haben," sagte der alte Herr von Morse, „man kennt das, hoffentlich läßt sein Kommandeur ihn noch zu den Festtagen los." Anton erwiderte Nichts darauf, uns Damen hatte der behagliche alte Herr das Herz erleichtert, und Cäcilie begann wieder zu lächeln.

Da wurde ich gegen Abend in Frau von Morses Kabinet beschieden, Anton verließ dasselbe als ich eintrat. Obgleich ein grüner Schirm über der Lampe hing, sah ich doch, daß die zarte alte Dame geweint hatte. „Sie müssen unsere arme Cäcilie auf einen unerwarteten Schlag vorbereiten, Mademoiselle," sagte die Mutter mit unsicherer Stimme. „Mein Sohn bringt mir eben die Nachricht, daß Oskar von Bernsbach sich verlobt hat" —

Ich schrak auf „verlobt? Er — das ist ja undenkbar, Frau Baronin!“

„Mir schien es auch erst so; wir wissen ja Alle, wie nahe er dem Herzen meines armen Kindes steht, aber es ist so, und da nie ein bindendes Wort gesprochen worden, verfügt er über die volle Freiheit zu handeln wie er will. Wir müssen das uns Auferlegte mit möglichster Wahrung des Anstandes tragen. Und da Sie meiner armen Tochter nahe stehen, bitte ich Sie, mir die schwere Aufgabe der Mitteilung an Cäcilie noch heute abzunehmen. Morgen kommt wahrscheinlich schon die Anzeige.“

Welch eine Nacht folgte hierauf für uns Beide! Ich hatte so schonend wie möglich gesprochen, wurde anfänglich nicht verstanden, nicht begriffen und sah dann, wie ein unschuldiges, berechtigt liebendes Herz fast brach unter der Last eines ersten, verzweiflungsvollen Kummers. Laß mich über die nächste Zeit rasch hinweggehen, Asta, und nur noch ein paar Worte über die Stunde sagen, die Deine Eltern zusammengeführt.

Die beiden jungen Offiziere hatten in dem geselligen und wohlhabenden Hause des Regierungsrats Werner oft freundliche Aufnahme gefunden und viel mit der eben erwachsenen Tochter Sophie Werner getanzt. Oskar war vielleicht etwas beflissener in seinen Huldigungen gewesen als der ruhigere Anton. Dem schönen, schwärmerischen Bernsbach flogen ja ohnehin die Herzen entgegen. Es gab eine vorzügliche Schlittenbahn, und Bernsbach holte in einer kleinen eleganten Muschel, die er selbst lenkte, Fräulein Sophie zur Spazierfahrt ab. Er machte ihr, angeregt von dem Vergnügen, von dem Alleinsein mit ihr und ihrer Fröhlichkeit den Hof und hatte, unachtsam durch ihre lebhafte Unterhaltung, das Unglück, den Schlitten draußen auf einsamer Straße umzuwerfen. Das Pferd stand, der Schlitten war leicht wieder aufgerichtet, aber das hübsche Mädchen hatte eine Schramme an der Hand, ihr Blut tropfte in den Schnee, sie zitterte vor Schreck, und der Lieutenant legte, um sie zu stützen, zu trösten, wegen seines Ungeschicks um Verzeihung zu bitten, unter innigen

Worten den Arm um sie. Sie schmiegte sich hülfsbedürftig an ihn, ihr frisches Gesichtchen war ihm so nahe, der Augenblick riß ihn hin und — als seine Braut schlüpfte sie wieder in die bunte Muschel. Er soll selbst nicht recht gewußt haben, wie er zu dieser Verlobung gekommen ist. Dies sagte mir seine Mutter, von der ich die Schilderung der Begebenheit in halb entschuldigendem Ton erhielt.

Immerhin ist es ihm gut mit der anmutigen Sophie ergangen. Die rechte Liebe fand sich wohl erst nach der Verlobung, als er sah, welch ein herziges, verständiges Wesen er sein nannte. Obgleich er noch sehr jung, eben fünfundzwanzig alt war, wußte der Regierungsrat, der den jungen Haushalt unterstützen konnte, die Heirat bald ins Werk zu setzen. Ich sah die junge Frau etwa anderthalb Jahre später, als sie zuerst hier bei den Schwiegereltern zum Besuch war. Sie hatte bald nach ihrer Verheiratung die Mutter verloren, ihr Mann mußte einem militärischen Kommando folgen, da brachte er sie vorher zu seinen Eltern, damit sie hier unter der Pflege

seiner Mutter Wochen halte; so kam es, daß Du hier in Lindenthal geboren bist, liebe Asta. Deine Mama war ein treffliches Frauchen, und wenn sie hier nicht den Anklang fand, welchen sie verdiente, so lag die Ursache in der Vergangenheit. Sie hat wohl nie erfahren, was ihr in dem hiesigen Kreise entgegenstand.

Cäcilie litt schwer unter der ersten großen Täuschung ihres Lebens, allein Bernsbach hatte ihr nichts versprochen, und sie mußte ihm immer wieder einräumen, daß er frei gewesen sei, zu thun, wozu ihn sein Herz getrieben. Das harmlos Vertrauende ihres Wesens war aber vernichtet, sie begann zu prüfen, abzuwägen, eine sanfte Schwermut lag über ihr, ließ sie jedoch um so anziehender erscheinen. Der Arzt verordnete dem Herrn Baron, der sich, ohne es auszusprechen, seiner Tochter Kummer ernstlich zu Herzen genommen, eine Kur in Karlsbad, und wir reisten im Mai, bald nachdem Bernsbachs Hochzeit in seiner Garnison stattgefunden, ins Bad. Hier schloß sich den Morses der General von der Hardt an; er war ein Fünfziger, aber noch stattlich und frischen Geistes,

Wittwer, und besaß ein Töchterchen von zehn Jahren.

Die kleine liebreizende Blanka, welche mit ihrer Bonne den Vater begleitete, that es allen Damen an, namentlich die Frau Baronin mochte nicht ohne das Kind sein. Als der General nach einigen Wochen um Cäcilie warb, stimmten beide Eltern lebhaft für die Partie. Die Mutter sagte, sie solle doch nur das süße Kind ansehen, der Besitz eines solchen Engels könne für vieles entschädigen. Der Herr Baron legte Wert auf die Stellung, welche seine Tochter einnehmen werde, und Cäcilie — ich fürchte, ihr war es gleichgültig wie man über sie verfügte. Für sie hat es nur einen Mann gegeben, den sie mit Freuden angehört haben würde, und dieser Einzige hatte sie verschmäht. Ihr war wohl das Alter des Generals das Angenehmste, er würde keine feurige Liebe geben und begehren, und dann konnte sie ihre Eltern, die eben mit ihr Kummer gelitten, erfreuen, weshalb sollte sie sich weigern?

Cäcilie verlobte sich also dem General, die Hoch-

zeit wurde im Herbst auf dem Lindenstein gefeiert, und ich folgte den Neuvermählten als Blankas Erzieherin in die Residenz.

Die Ehe wurde eine friedlich-harmonische. Der General war Kavalier, ein gütiger alter Herr, der seiner Frau gewährte, was er konnte, und Cäcilie machte keine großen Ansprüche.

Die Zeit ging hin. Leider hatte sich das Verhältniß zwischen der jungen Stiefmutter und ihrer Tochter nicht sonderlich gestaltet, ihre Naturen waren zu verschieden. Blanka zeigte schon früh die Neigungen, welche sie noch jetzt beherrschen. Sie legte großes Gewicht auf Aeußerlichkeiten, freute sich schon vor ihrer Konfirmation auf das Gesellschaftsleben, kannte nichts Entzückenderes als Putz und Schmuck und konnte einen Eigenwillen, eine selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit zeigen, über die wir oft in Sorge gerieten.

Blanka wurde, eben erwachsen — um sie nicht zu früh in die Geselligkeit einzuführen — auf ein Jahr in die Schweiz geschickt, ich durfte sie in das

Pensionat nach Montreux begleiten und meine alte Heimat wiedersehen.

Obgleich ich nun ohne Schülerin war, wollte die Generalin mich doch nicht von sich lassen, ich hielt selbst eine Trennung von ihr für sehr schwer, konnte mich auch immer noch als Vorleserin des Generals und als Begleiterin Cäciliens nützlich machen, so wurde mein Verbleiben eine fest bestehende Thatsache.

In der nächsten Zeit fand ein Wechsel des Adjutanten beim General statt, und — denke Dir meinen heimlichen Schreck — Lieutenant Oskar von Bernsbach erhielt den Posten; der General, welcher wußte wie befreundet die Familie seiner Frau mit den Bernsbachs war, hatte wohl die Ernennung selbst betrieben und glaubte Cäcilien eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Sie hatte Bernsbach in alle den Jahren nicht wiedergesehen. Ich war zugegen als der General, froh etwas Gutes zu bringen, seiner Frau den neuen Adjutanten nannte. Cäcilie nahm die Kunde ruhig auf, freilich hütete ich mich sie anzusehen, aber ich glaube, sie verfärbte sich nicht,

sie hatte damals, zufrieden in ihrer Lage, wohl gänzlich mit der Jugendliebe abgeschlossen.

„Ich hoffe," erwiderte sie ihrem Manne gelassen, „es ist da eine gute Wahl getroffen. Anton hat des Freundes militärische Tüchtigkeit oft gelobt." Und weiter wurde die Angelegenheit von Cäcilie ohne Scheu oder Parteinahme mit dem General erörtert.

Wir wußten längst, daß Bernsbach Wittwer sei. Deine liebenswürdige Mutter, meine Asta, war, als Du zwei Jahre alt geworden, im Kindbett sammt einem kleinen Bruder von Dir gestorben. Dein Vater hatte eine ziemlich unzulängliche Hausdame zu Deiner Pflege bei sich, als er zum General kam. Du warst ein süßes kleines Ding von vier Jahren.

Der neue Adjutant war offenbar verwirrt, als er der Jugendfreundin zuerst wieder gegenübertrat. Cäcilie benahm sich bewunderungswürdig. Ihre Haltung, ihr ganzes Wesen zeugten von der edelsten Selbstbeherrschung; ein Fremder hätte bei ihr nichts von den früheren Kämpfen und Schmerzen geahnt, in welche dieser Mann sie gestürzt. Ihre Fassung

kam ihm zu Hülfe, Bernsbach fand seine Unbefangenheit wieder, und nach und nach trat der richtige gesellige Ton an die Stelle der anfänglichen Erregung.

Beide hatten sich verändert, allein ich muß sagen zu ihrem Vortheil. Die Generalin war eine blühende Frau von sicheren, weltgewandten Formen geworden, und Dein Vater galt mit vollem Recht für einen der schönsten und interessantesten Offiziere der Garnison. Man fühlte die aufzuckende Leidenschaftlichkeit seiner innersten Natur, das durch Schwermut gedämpfte Feuer, welches noch heute in ihm auflodern kann. Er griff, seinem eigenartigen Drange folgend, stets nach dem Unerreichbaren und so geschah es, vielleicht unwillkürlich, daß er Cäcilien huldigte.

Was mochte jetzt in seiner Seele vorgehen, als er die ohne Frage einst Geliebte, dann durch sein Verschmähen tief Gekränkte, so hoch und begehrenswert vor sich sah?

Die Generalin bewahrte ihren vollen äußeren Gleichmut, ihre Seele hatte nur jenen einen Sturm der Leidenschaft auszukämpfen gehabt, als er untreu

wurde, nachdem war sie zu der ihrer Natur eigenen Ruhe eingekehrt. Sie wußte den Unbesonnenen in gebührenden Schranken zu halten und übte einen solchen Einfluß auf ihn aus, daß er sich und sie der Welt gegenüber nie bloßzustellen wagte.

Bernsbach brachte uns seine kleine Asta, und dem Kinde konnte Cäcilie, wenn sie mit Dir allein war, ihre ganze zurückgehaltene Zärtlichkeit widmen. Daß Du von jener Zeit, wenn auch keine klare Erinnerung, so doch eine dankbare Empfindung bewahrt hast, daß Deinem Herzen die Generalin immer ein teures Wesen geblieben ist, so wenig Du auch später von ihr gehört haben magst, finde ich sehr begreiflich.

Wenngleich sich die beiden Jugendgespielen angemessen zurückhielten, mochte es doch eine gütige Fügung Gottes für sie sein, daß ihre Widerstandskraft nicht all zu lange auf die Probe gestellt wurde Kaum ein halbes Jahr nachdem Bernsbach des Generals Adjutant geworden, erlag der treffliche alte Herr einem Schlaganfalle.

Mir schien es manchmal, als die erste schwere Zeit nach des Generals Tode überstanden war, als habe ein gnädiges Geschick dem Ungetreuen die Gelegenheit bereiten wollen wieder gut zu machen, und sein ganzes Verhalten war auch so, daß man sah, er sei von der ihm gewährten Gnade tief erfaßt und bereit, für die angebetete Frau zu thun, was in seinen Kräften stand.

Lieutenant von Morse war dagewesen, um seine Schwester zu unterstützen — die alten Herrschaften hatten schon beide rasch nach einander das Zeitliche gesegnet — Anton, der noch unverheiratet war, schob die Uebernahme des Lindensteins hinaus und ließ das Gut einstweilen verwalten. Er kehrte in seine Garnison zurück, Bernsbach aber, der bei des Generals von der Hardt Nachfolger Adjutant geworden war, blieb in der Residenz, in Cäciliens Nähe, und widmete ihr seine Dienste.

Er durfte sie in den ersten Monaten nicht oft besuchen, und sie empfing ihn nur in meiner Gegenwart, allein was half es, wir wußten alle drei genau,

wie die Dinge standen und — ich kann es nicht verhehlen — waren von ganzem Herzen glücklich darüber. Denn ich, die ich meiner geliebten Cäcilie heißen Schmerz gesehen, war nicht minder froh als jene Beiden, ich pries die Vorsehung, welche wie selten im Leben, hier die verlorene Stunde noch einmal zu gewähren, Verworrenes auszugleichen schien und mir vergönnte, mich an dem Aufleben der teuren Frau, an ihrer zweiten Jugend zu erfreuen.

Die leidenschaftliche, kaum mehr beherrschte Neigung Bernsbachs schien sein ganzes Wesen zu durchglühen und schmolz Cäciliens mühevoll festgehaltenen Widerstand mehr und mehr. Es mochten etwa vier Monate nach des Generals Tode sein, als ich von einem Ausgange heimkehrend, Cäcilie endlich in ihres Oskars Armen fand. Sie waren überglücklich und ich mit ihnen.

Es lag auf der Hand, daß während des Trauerjahres an eine Veröffentlichung der Verlobung nicht zu denken sei. Der spürenden Welt wurde nun allerdings keine Ueberraschung vorenthalten. Berns-

bachs ganze Art sich zu geben schloß Vorsicht aus, man hatte ihn längst durchschaut und sich ein Urteil über die Partie gebildet. Da bei seiner feststehenden Verehrung für die Generalin von getäuschten Hoffnungen anderer Damen nicht die Rede sein konnte, war die Gesellschaft im Allgemeinen wohl zufrieden.

Sonderbar, daß die Menschen über solche Herzenssache so klug zu raisonniren lieben. Von der Haupttriebfeder, der gegenseitigen Zuneigung, ist da kaum die Rede, sie wird, wie etwas unter der klugen Leute Würde, übersehen. Man gestattete Bernsbach, als einem jungen Wittwer mit kleinem Kinde, zu einer zweiten Ehe zu schreiten und meinte, auch die Generalin könne mit der erwachsenen Stieftochter männlicher Hülfe bedürfen. So schwatzte sich das billigende Urteil zurecht und erklärte sich einverstanden, ehe ihm eine Thatsache vorgelegt worden war.

Am Tage nachdem sich die Beiden gefunden, kam Dein Vater mit Dir zu uns; er trug Dich auf seinem Arme der Geliebten hin. Ich sehe Dich noch vor mir in einem rosa Kleidchen, mit dem flachs-

blonden Haar, den großen blauen Augen und dem lachenden Kindergesicht. Du hieltest einen Rosenstrauß in der Hand und reichtest ihn fröhlich der lieben Tante Cilli dar. Sie umfaßte Dich und ihn und sagte mit tiefer Empfindung: „Der Besitz dieses geliebten Kindes gleicht alles Weh der Vergangenheit aus. O wie lebhaft ich es fühle, daß dies Dein Kind ist! Ich schwöre Dir's, Oskar, in dieser glückseligen Stunde, Asta soll, möge uns das Leben bringen was es will, auch mein Kind sein!" Die Kleine breitete ihre Arme aus und umfaßte Cäcilie, sie zärtlich küssend, als wolle sie ihr für die kaum begriffenen Worte danken. Es war ein schöner, erhebender Augenblick, den ich nie vergessen werde!

Vater und Kind waren von nun an täglich bei uns, und das Leben hat meiner armen Cäcilie wohl nie so hold gelächelt, wie in jener Zeit, die gleichsam im Fluge zu vergehen schien.

Blanka sollte eigentlich schon im Frühlinge, als ihr Pensionsjahr verstrichen war, zurückkehren, allein sie schrieb sehr befriedigt von ihrem Schweizer Aufent-

halt, wußte, daß während der Trauer um den Vater doch von Vergnügungen keine Rede sein werde, und wir vermißten sie nicht. So bewilligte die Generalin eine Verlängerung ihres Bleibens in Montreux bis zum Herbst. Der General war Ende September gestorben, Ende Oktober sollte die Verbindung der Verlobten in kleinem Kreise stattfinden, und Blanka erst bei ihrer Heimkehr zugleich mit der allgemeinen Veröffentlichung von dem neuen Bunde ihrer Stiefmutter erfahren.

Im Sommer gingen wir nach dem Lindenstein. Bernsbach wollte die Urlaubszeit hier verleben, sein Vater war im Winter gestorben, und so hielt er es für seine Pflicht, der gebeugten Mutter nahe zu sein.

Anton von Morse, dessen Gäste wir jetzt waren, kam auch auf das Gut. Er hatte der Verlobung seiner Schwester die Zustimmung nicht versagen können, doch schien er das alte Gefühl des Vertrauens für den Freund nicht wiedergewonnen zu haben. Er sprach sich in jener Zeit einmal andeutungsweise gegen mich über den Schwager aus, meinte: unbe=

rechenbares, dem Augenblick unterworfenes Wesen flöße ihm kein Vertrauen ein, und Mißtrauen schließe die volle Hingabe aus. Wer ihm dafür stehe, daß das, was einmal geschehen sei, nicht wieder geschehe?

Ich stellte nun freilich solche Möglichkeit lebhaft in Abrede, indeß ein kleiner Stachel, ein Bangen um Cäciliens Glück, ein schärferes Beobachten Bernsbachs, blieb doch, gewissermaßen als Ansteckung von Morses Stimmung, in mir zurück.

Nach unserer Heimkehr in die Stadt fand ich den Bräutigam nur um so feuriger, es gab weniger Zeugen, weniger großen Familienkreis, und vor mir legte er sich von Anfang an wenig Zwang auf. Cäcilie mußte seine stürmischen Liebkosungen oft ablehnen, mußte sich leise zurückziehen, mußte ein von ihm herbeigeführtes tête-à-tête in ihrem Kabinet oder in einer der tiefen Fensternischen des Salons plötzlich abbrechen und zu mir und dem Kinde zurückflüchten. Sie wurde still und bedrückt gegen ihn, und er lag ihr fast zu Füßen in Reue und Anbetung, nachher warf er ihr aber doch Vorwürfe entgegen

über ihr kühles Verhalten, nannte sie: das Bild ohne Gnade, die Unerreichbare und stürzte ein paar Mal sogar wie außer sich davon. Andern Tages schrieb er dann glühende Briefe, kam mit Dir, mit Blumen und löste sich auf in flehender Hingebung. So herrschte eine stets wechselnde Stimmung zwischen dem Paare, die allerdings lediglich von ihm ausging.

Cäcilie war von jeher eine ruhige, beharrliche Natur gewesen, gewiß nicht kühl, wie Bernsbach ihr oft vorwarf, sondern innerlich warm und herzlich; von seiner Erregbarkeit, seiner sinnlichen Reizbarkeit, besaß sie indeß nichts. In ihrer ersten Ehe hatte jenes Element kaum mitgesprochen, und so wurde sie von einer leidenschaftlichen Annäherung, ging sie auch jetzt von dem geliebten Manne aus, erschreckt und zurückgestoßen.

In ihrer ganzen Art zu sein lag kein Fünkchen von jener Ziererei und Gefallsucht, welche auf die meisten Männer einen so großen Reiz ausübt. Sie konnte nicht hüpfen und jubeln bei einer artigen Ueberraschung, sie schmollte und spielte nicht mit ihm,

sie erhob keine Ansprüche, beschäftigte ihn nicht mit ihrer Person, hatte weder Thränen noch Zärtlichkeits-Ausbrüche für ihn, kurz sie war und blieb eine gelassene, würdevolle Frau, deren herzlicher Liebe er gewiß war, die sich aber nicht zu besinnungsloser Hingabe steigern ließ. Konnte ihre Zurückhaltung seiner sprudelnden Ueberfülle dauernd genügen?

Sie gab mir die bestimmteste Weisung, immer zugegen zu bleiben, wenn Herr von Bernsbach da sei, und ich mußte diese Anordnung gut heißen. Der Ungestüme dagegen versuchte die verschiedensten Mittel, eine unbequeme Dritte loszuwerden.

So spielte sich die Brautschaft als ein heimlicher Kampf zwischen stürmischem Werben und freundlichem Versagen, bewegt genug ab. Zu Ende der Prüfungszeit, als der Todestag des Generals herannahte und man hätte denken sollen, daß des Verlobten Ungeduld sich steigern müsse, schien sein Eifer etwas zu erlahmen. Verdrossene Reden fielen, wie: jegliches Feuer sei mit Sturzbächen von kaltem Wasser zu löschen, oder: selbst dem Pygmalion würde die Glut ausgegangen

sein, ein Marmorbild zu erwärmen, wenn die Götter nicht geholfen hätten.

Einmal, als Cäcilie eben das Zimmer verlassen hatte, trat er vor mich hin und sagte: ‚Sollte man es denken, Mademoissellle, daß diese Frau mich liebt? da sind mir Andere wärmer entgegengekommen!‘

„Kann denn dem Manne das Weib ernstlich wert sein, das ihm entgegenkommt?“ erwiderte ich.

„Alles eher als diese unrührbare, verschlossene Erhabenheit!“ brauste er auf.

Mit Sorge erkannte ich die Verschiedenheit im innersten Wesen der Engverbundenen und begann für ihre Zukunft zu fürchten. Dann sagte ich mir zum Trost, daß meistens Ungleiches sich zur Ergänzung in Liebe finde, wogegen Gleichartiges nur zu gutem Verstehen und zur Freundschaft führe, daß sie aneinander abgeben und sich fördern würden, womit ja der edelste, der erziehliche Zweck einer Ehe erfüllt sei.

Als die Zeit herannahte, zu der Blankas Rückkehr bestimmt war, erklärte mir die Generalin, daß

wir zusammen in die Schweiz reisen wollten, um die Tochter heimzuholen. Vielleicht hoffte sie, daß eine kurze Trennung von dem Geliebten mehr Gleichmaß in ihr Verhältniß bringen solle.

Bernsbach nahm den Reiseplan spöttelnd hin. „Wie Du willst," antwortete er auf die Mitteilung ihrer Absicht, „ich liege ja doch gleich einem ge bundenen Sklaven zu den Füßen Deiner Hoheit und muß die Strahlen Deiner Huld nehmen wie sie fallen."

Sie blickte ihn traurig an, wagte aber keine Entgegnung. Auf dem Bahnhofe war er dann wieder voll der feinsten Artigkeit; die Bonne hatte Dich dort, Du überreichtest Blumen, er suchte ein bequemes Coupé, gab mir ein Kästchen mit Konfitüren und hing lächelnd und winkend noch auf dem Wagenbrett, als der Zug sich schon in Bewegung setzte.

Er konnte hinreißend liebenswürdig sein und man mußte ihm seiner Eigenart wegen viel zu gut halten.

Wir fanden Blanka in jeder Hinsicht zu ihrem Vorteil verändert. Man ahnt nicht mehr, wie schön

und liebreizend sie damals war; wir blickten uns überrascht an und konnten dann das Auge kaum von ihrer fesselnden Erscheinung abwenden.

Die Erziehung der gewandten Damen hatte anscheinend günstig gewirkt, unser rücksichtslos begehrender Backfisch war klug geworden, ein Schleier von mädschenhafter Scheu und bescheidener Zurückhaltung lag über der leise hervorblitzenden Lebenslust, kurz ich muß gestehen, daß ich nie wieder ein solch reizendes Geschöpf gesehen habe, wie sie war. Die lustige Francis ist, mit ihrer Mutter verglichen, nur ein frisches Bauernmädel.

Mein unwillkürlicher Gedanke, als wir Blanka so schön entwickelt fanden, war der: wie wird sie auf Bernsbach wirken? Und ich zitterte von Anfang an vor schweren Kämpfen.

Cäcilie schien in dieser Hinsicht ganz arglos; ihre eigene ruhige Natur, seine so stürmisch bethätigte Liebe, gaben ihr ein unerschütterliches Vertrauen, und ich hütete mich wohl auch nur mit einem Worte daran zu rühren.

Blanka nahm die Mitteilung, daß ihre Stiefmutter sich zum zweiten Male vermählen werde, mit aller Freundlichkeit hin. Ein tiefer empfindendes Gemüt hätte sich verletzt gefühlt, daß für ihren Vater so bald ein Ersatz möglich sei, sie fand es sehr hübsch, daß wieder ein Herr ins Haus komme, was doch in Rücksicht auf die Geselligkeit viel angenehmer sei. Die Generalin war froh, so gut mit der Stieftochter fertig zu werden.

Und nun muß ich von unserer Heimkehr berichten und von unserm ersten Abend, dessen ich noch mit wahrer Pein uud Herzensangst gedenke.

Wir hatten unsere Ankunft nicht genau bestimmen können, und so war der Generalin Billet an den Verlobten, das ihn für den Abend zu ihr rief, eine Ueberraschung gewesen. Ich war, als Bernsbach kam, mit der Generalin allein und sah, wie er sie voll Liebe und Wärme begrüßte.

„Jetzt werden wir uns nie wieder trennen, jetzt liegen alle Schranken hinter uns!“ rief er freudig, „hier sind die Verlobungskarten, endlich können wir

sie versenden und in vier Wochen die Anzeige unserer Verheiratung folgen lassen.“

Cäcilie glühte in stiller, rührender Freude. Wir saßen um den runden Tisch im Salon, die hohe Lampe warf ihren hellen Schein auf das glückliche Paar, der Kessel summte, ich bereitete den Thee, während die beiden Verlobten unter Scherzen und Kosen die Liste ihrer Bekannten entwarfen, denen sie die Mitteilung ihrer Verbindung zugehen lassen wollten.

„Wo steckt Blanka?“ fragte die Generalin, „ich muß Dir doch endlich meine Tochter vorstellen,“ fügte sie, sich an Bernsbach wendend, hinzu. „Bitten Sie das gnädige Fräulein herüber zu kommen,“ gebot sie dem Diener, der den Tisch versorgte.

Und nun erschien sie, die alles was jene hofften und planten zu nichte machen sollte.

Blanka hatte den dunklen Reiseanzug mit einem hellen Sommerkleide von anmutigem Schnitt vertauscht, das ihr vorzüglich stand. Lächelnd wie ein harmloses Kind, bezaubernd anzusehen, kam sie zu uns heran. Die Wirkung ihrer Erscheinung auf den

heißblütigen Mann war blitzartig, er fuhr empor und starrte auf das schöne Mädchen wie auf ein überirdisches Gesicht. Ich beobachtete ihn, wärend die Generalin ihre Tochter im Auge hatte. Er trat auf Blanka zu, offenbar nicht wissend, was er sagen oder thun sollte. Da neigte sie ihm die Stirn zum Kuß entgegen und flüsterte: „Papa!"

Dies Wort von den Lippen ließ ihn zurückfahren, es wirkte auf ihn wie ein Schlag, er lachte gezwungen auf und sagte: „ich fürchte, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich in die Lage — in die Ehre, die Sie mir zudenken, erst allmälig hineinzufinden vermag. Lassen Sie uns vorläufig nur gute, sehr gute Freunde sein." Sie reichte ihm mit wundervollem Augenaufschlag die Hand, welche er an seine Lippen führte, und somit war ein Verhältniß ritterlicher Artigkeit geschaffen, wie es auch für Bernsbach allein paßte.

Von nun an war alles, was er sagte und that für Blanka bestimmt, wärend jede ihrer Lebensäußerungen, sich ihm zuwandte. Nicht daß sie viel zu-

sammen gesprochen, oder sich gar ausschließlich mit einander beschäftigt hätten, aber eine sorgenvolle Beobachterin wie ich, sah und hörte mehr, als ihnen vielleicht selbst zum Bewußsein kam.

Von diesem Abend an habe ich für meiner armen Cäcilie Glück gezittert. Sie hatte sich nicht mehr über ihres Oskars stürmische Zärtlichkeit zu beklagen, war indeß zufrieden mit seinem Benehmen, das sie als einen Sieg seiner besseren Natur, als Ergebniß seiner Zuversicht, sie nun bald besitzen zu dürfen, auffaßte.

Bernsbach bekam den Titel „Rittmeister," vermutlich aus Rücksicht für die Generalin, und die Besuche hin und her, die Glückwünsche und Vorbereitungen nahmen den größten Teil unserer Zeit in Anspruch. Es gab ein fortwärendes Kommen und Gehen, Einladungen wurden angenommen, und die schöne Tochter des Hauses befand sich in ihrem wahren Lebenselemente, sie wurde täglich strahlender, neckischer und anmutiger. Sie verstand alle jene kleinen Listen, die mancher Männer Herzen berücken

und meiner ehrlichen Cäcilie gänzlich abgingen. Sie konnte tanzen und frohlocken, sich zieren und versagen, schmollen, lachen und weinen. Woher sie diese Künste nahm, die ihr Wesen so schillernd und prickelnd machten, weiß ich nicht, sie lagen wohl in ihrer eigensten Natur, und alle Männer die bei uns verkehrten, wurden bezaubert, leider am meisten er, der kein Auge für ihren Reiz hätte haben dürfen, er, der sich endlich das edelste Weib errungen hatte, und ihr jetzt im Herzen zum zweiten Male, schuldiger als früher, die Treue brach.

Es ist eine furchtbare Lage, ein Verhängniß schweben zu sehen und nicht warnen, dem Geschick nicht in den aufgehobenen Arm fallen zu dürfen, wie dies mein Los war. Ich wußte nicht, was sich unter dem freundlichen Deckmantel gesellschaftlicher und verwandtschaftlicher Beziehungen begab, ich wußte nicht, ob schon ein Wort gefallen, schon etwas geschehen war, das man als Unrecht bezeichnen durfte. Ich fürchtete durch unkluge, vorschnelle Einmischung mehr zu ver-

derben als zu retten und stand da beobachtend, fürchtend, mich selbst ob meines Mißtrauens scheltend und doch nie überzeugt, daß es grundlos sei.

War Blankas Entgegenkommen nur die kindliche Freundlichkeit gegen einen ihr so nahe tretenden Mann, oder lag die Gefallsucht der eifersüchtig von jeher mit der jungen Stiefmutter Wettstreitenden in ihrem Betragen? Ich fürchtete die Störung von Cäciliens Frieden, aber nie die ihrer Verbindung und glaube noch heute, daß Blanka nicht so weit gehen wollte. Ihr würde auch, wenn sie ihre Lage hätte übersehen können, die frühe Heirat mit dem aus seiner Stellung Scheidenden nicht gepaßt haben. Sie muß von seiner Leidenschaft hingerissen worden sein.

Herr von Bernsbach zeigte eine höchst wechselnde Stimmung. Heute gezwungen und beflissen gegen Cäcilie, hastig in den Vorbereitungen zur Hochzeit, morgen schlaff, in sich versunken, fest Bestimmtes vergessend. Selbst die Generalin schüttelte dann und wann lächelnd den Kopf und sagte einmal zu mir: „ich hätte nicht gedacht, daß die Nähe des Ersehnten

einen Mann derart verwirren könne, aber Er ist so ganz besonders geartet."

Gott sei's geklagt, das war er! Wir befanden uns acht Tage vor der Hochzeit, ich hatte mehrfach beobachtet, daß der Rittmeister und Blanka in eifriger, halblauter Unterhaltung zusammen standen und sich rasch trennten, sowie ich mich näherte. Sie schlug dann die Augen nieder und versuchte harmlos auszusehen, auf seinem Gesichte zuckte es, während die dunkeln Augen flammten. Ich hätte ihn nicht von Jugend auf kennen müssen, diesen leicht entzündlichen Feuerbrand, um mich täuschen zu lassen, ich wußte, daß etwas zwischen ihnen spiele, aber ich stand machtlos daneben.

Da brach das Furchtbare über uns herein.

Eines Morgens war Blankas Zimmer leer, ihr Bett unberührt, ihr Handkoffer mit einigen Sachen verschwunden. Cäcilie sandte in großer Bestürzung ein Briefchen zu Bernsbach, ihrem natürlichen Beistand, und bat ihn, zu kommen; mir ahnte, daß es vergeblich sei. Der Diener kehrte mit dem Billet

zurück, der Herr Rittmeister wäre nicht zu Hause. Die Generalin telegraphirte an ihren Bruder, der ohnehin Urlaub zu ihrer Hochzeit nehmen wollte. Anton war gegen Abend bei uns, er ging sogleich nach Bernsbachs Hause und fand auf seinem Schreibtisch, unter Papieren verschoben, einen Brief des Rittmeisters an seine Verlobte. Lieutenant von Morse kam damit zu uns, bebend vor zorniger Aufregung, Cäcilie flog ihm in Todesangst entgegen. Die wenigen Zeilen des Entführers haben sich in meinem Gedächtniß eingegraben, er schrieb:

„Feuer und Wasser passen nicht zusammen. Ich habe sie gefunden, nach der meine ganze Seele schreit! Lauerte hinter der Seligkeit, die ich genießen will, Schafott und Tod, risse ich die ganze Welt aus den Angeln, ich muß — ich muß! Um Vergebung bitte ich nicht, sie ist eine Unmöglichkeit, eine Lüge. Komme, was da wolle! — Aus Wien schreibe ich an Anton. Lebewohl.

Oskar.“

Stumm und starr standen sich die Geschwister einen Augenblick gegenüber. Die Generalin wurde immer bleicher, ich geleitete sie an einen Sessel, wo sie nicht ohnmächtig, aber völlig gebrochen lag. Der sonst so ruhige Anton schritt mit dunkelrotem Gesichte, geballten Fäusten und dröhnenden Schritten im Gemach auf und ab. Er sah aus, als hätte er den Beleidiger seiner Schwester zermalmen können.

Was nun thun? Anton nahm mit Umsicht und Eifer die Angelegenheit in die Hand, vertuschen ließ sich nichts, er ging sofort zu Bernsbachs General und meldete den Vorfall. Die Sache sprach sich mit Blitzesschnelle herum und rief ungeheures Aufsehen hervor. Die Verwandten des General von der Hardt, welche immer freundlich zu Cäcilie gestanden hatten, kamen zu ihr und ließen die Nichte fallen.

Hätte Bernsbach nicht schon seinen Urlaub zur Hochzeitsreise mit Cäcilie in der Tasche gehabt, würde man ihn als Deserteur vor ein Kriegsgericht gestellt haben, so wollte man ihm nur anheim geben, seinen Abschied zu nehmen, des abscheulichen Skandals halber,

den er angerichtet. Doch konnte auch dies erst ins Werk gesetzt werden, nachdem er seine Adresse aus Wien gemeldet; dies geschah in einem merkwürdigen Briefe an Anton bald genug, derselbe lautete etwa so:

„Ich weiß, daß ich an Dir und ihr, deren Namen ich nicht mehr zu nennen wage, ein Unrecht beging und stehe Dir zu jeder Genugthuung zu Diensten, allein Liebe geht vor Recht, die Liebe giebt das höchste Recht, Gefühl ist alles — feinste Harmonie — süßeste Wonne. Ich konnte nicht lügen, wo die herrlichste Wahrheit mich umfing, ich wollte nicht darben, wo ich Ambrosia genießen konnte. Das Leben drängt vorwärts, so groß die Seligkeit der Gegenwart auch ist, es gestattet nicht, mit rückwärts schauenden Gedanken, mit zerstörten Wünschen und Hoffnungen sich ernstlicher zu beschäftigen. Wir gehen nach Lindenthal, von dort will ich alle Verhältnisse ordnen!"

Anton wußte ihn also zu finden und schickte ihm sofort durch seinen Sekundanten eine Forderung auf Pistolen. Bernsbach, der wohl nichts Anderes erwartet hatte, erklärte sich bereit, bat aber ~~um~~ so

lange Aufschub, bis er kirchlich mit Blanka verbunden sein werde. Sein Bruder, Eberhards Vater, kam aus der fernen Garnison, um die nun hin und her gehende Verhandlung mit dem Lieutenant von Morse und der Generalin zu leiten.

Diese hegte seltsamer Weise den Wunsch, Dich zu sich zu nehmen. Sie liebte Dich zu innig, um Dich und Deine Erziehnng der kindisch leichtsinnigen Blanka anvertrauen zu wollen. Da sie von ihrem Gemahl zur Vormünderin der Stieftochter ernannt worden war, hing die Möglichkeit der Vermählung Blankas von ihrer Einwilligung ab und somit konnte sie einen gewissen Druck auf Bernsbach ausüben.

Obgleich er nun die Beseitigung aller Schwierigkeiten und die legitime Verbindung mit Blanka lebhaft wünschen mußte und wünschte, erklärte er doch, auf die Bedingung, Asta von sich zu lassen, nicht einzugehen, und bat um andere Vorschläge.

Die sämmtlichen Verwandten fühlten, daß die Ehe der Unbesonnenen mit ihrem Entführer zu Stande kommen müsse, und so entschloß sich die Generalin

nach langen Beratungen mit mir und nach schweren Kämpfen, mich von sich zu lassen, und Bernsbach die Bedingung zu stellen, daß er mich zu sich nehme und mir seiner Tochter Erziehung übergebe. Er willigte ein, stellte aber die begreifliche Gegenforderung, daß ich seinem Kinde nie von der Vergangenheit sprechen dürfe, Du weißt, daß ich Deines Vaters Willen geehrt habe.

Es war ein großes Opfer, das meine arme Cäcilie ihrer treuen Mutterliebe zu Dir brachte, ich darf es ohne Ueberhebung sagen; war ich doch die Einzige, die ihren schweren Lebensgang mit ihr durchgemacht, die ihr immer teilnehmend und berathend zur Seite gestanden hatte.

Ich wußte von dem bevorstehenden Duell, die unglückliche Frau hatte genug zu tragen, der Bruder verheimlichte ihr das Drohende, und ich blieb bei der Generalin, bis auch dies überstanden sein würde.

Die Einsegnung der Ehe zwischen Oskar von Bernsbach und Blanka von der Hardt fand, etwa vier Wochen nach der Entführung, in aller Stille

hier in der Kirche von Dorf Linden statt, seine alte verwittwete Mutter und sein Bruder waren die alleinigen Zeugen. Wenige Tage später schoß sich der junge Ehemann mit dem Jugendfreunde.

Dein Vater hat mir auf das Bestimmteste versichert, er habe in die Luft schießen wollen — woran ich nicht zweifele — allein er sei sehr aufgeregt und nicht ganz Herr seines Thuns gewesen, so sei es gekommen, daß er Anton eine Kugel durch die linke Schulter und die obere Lungenspitze geschossen habe. —

Mit dieser immerhin nicht unbedenklichen Verwundung wurde der Lieutenant zu uns gebracht. Ein neuer, furchtbarer Schlag für die arme Cäcilie! Wenn angesichts dieser schmerzlichen Thatsache und der Leiden ihres einzigen, heißgeliebten Bruders, ihr immer aufs Neue verletztes Herz sich endlich gegen den Zerstörer ihres Lebensglücks auflehnte, wer wollte ihr das verdenken? Sie wurde bitter gegen Bernsbach und konnte seinen Namen nicht aussprechen hören, aber das Abkommen, mich seiner Familie zu

überlassen, hielt sie treulich: „Asta ist ja unschuldig, das arme Ding, und braucht zwischen den Eltern um so nötiger eine rechtschaffene Stütze," sagte sie mir in jenem blechernen Ton, der, seit ihr Glück in Trümmer gegangen, ihr eigentümlich geworden war, und den sie nie wieder verloren hat.

Wir pflegten zusammen Herrn von Morse, der, vielleicht mit in Folge vorhergegangener Gemüthsbewegung schwer erkrankte.

Als er eben fortgeschafft werden konnte, erklärten die Aerzte ein wärmeres Klima für notwendig. Unter allen nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln brachten wir ihn an den Genfer See. Hier entschloß sich die Generalin zum Ankauf einer Villa und zur Gründung eines eigenen Haushalts, ihre treue Kammerjungfer Bertha und ihr alter Diener hatten uns begleitet, mit ihnen richtete ich das neue Heim ein. Dann ging ich in die Residenz zurück, um die dort befindlichen Sachen der Generalin nach dem Lindenstein schaffen zu lassen und selbst zu den Bernsbachs überzusiedeln. Daß ich dies mit schwerem Herzen that,

obgleich Blanka ja auch mein Zögling gewesen war, kannst Du Dir wohl denken.

Anton von Morse mußte als unheilbar lungenkrank den Abschied nehmen, er hat sich noch drei Jahre unter Cäciliens Fürsorge hingefristet und ist dann seiner Verwundung erlegen, zuvor hatte er die treue Pflegerin zur Erbin des Lindensteins eingesetzt.

Seitdem lebt die Generalin, deren glänzende Vermögensverhältnisse ihr jeden Aufwand gestatten, in der herrlich gelegenen und schön eingerichteten Villa, unter angenehmen Verhältnissen, aber einsam. Ich bin zweimal in der Schweiz und bei ihr gewesen, und unser Plan ist, daß ich, wenn Du verheiratet bist, und Fränzchen erzogen sein wird, wieder ganz zu ihr gehe, um den Rest meines Lebens mit ihr vereint hinzubringen. Sie hegt das wärmste Interesse für Dich, hört aber Deines Vaters Namen ebenso ungern, wie er den ihren, was man der Schwergekränkten auch in der That nicht verargen kann. Für Dich aber, meine teure Asta, hat sie

ihre mütterliche Liebe mit jener Treue festgehalten, die von jeher ihr Wesen kennzeichnete.

Ich hege den lebhaften Wunsch, daß es Dir einmal im Leben vergönnt sein möchte, sie zu sehen, ihr zu danken und ihr näher zu treten. Wenn Du diese Mitteilungen als mein Erbteil empfängst, lege ich es Dir als eine letzte Bitte, als eine heilige Pflicht ans Herz, die Generalin von der Hardt aufzusuchen." —

Lucie Dornée war mit ihren Aufzeichnungen zu Ende, und ließ die Blätter sinken. Aber welch' ein verletzendes Bild hatte sie hier von dem leichtsinnigen und leidenschaftlichen Manne entworfen, den Asta Vater nannte und mit voller Kindesliebe umfaßte!

Nein, da sie jetzt sprechen durfte, sollten ihre Mitteilungen nicht so eingehend sein. Sie wollte diese Papiere verbrennen und der Tochter kürzer und in den allermildesten Zügen Aufklärung über die Vergangenheit geben. Es ließ sich mündlich doch Manches beschönigen und in ein anderes Licht rücken. Sie

hatte es Bernsbach versprochen, ihn zu schonen, und sie wollte danach verfahren.

War der Mann doch in ihren Augen schwer gestraft, er sollte nicht noch sein Bestes, seines Kindes Liebe, einbüßen. Sie sah, wie er durch Blankas Wesen litt, und wie er von Stufe zu Stufe herabgezogen ward.

Um sie zu besitzen, hatte er, jung und ehrgeizig wie er gewesen, aus seinem Beruf treten und sich hier vergraben müssen. Hier plagte sie ihn mit Ansprüchen, mit verschwenderischen Gelüsten, stürzte ihn in Geldnot, lähmte seine Kraft, machte den einst so Sieghaften zum unterwürfigen Sklaven ihrer Launen. Er kam jetzt zu nichts Rechtem mehr, die häufigen Reisen und die Unmöglichkeit, das Gut in die Höhe zu bringen, hatten seinen Mut, seine Thatkraft gelähmt. Verzweifelnden Sinnes war er zu dem Verkauf geschritten und wollte sich nun in Verhältnisse begeben, in denen alle seine Neigungen brach lagen! Ein gebrochenes, verlorenes Selbst, gebrochen und verloren durch jene eine That der Leidenschaft.

Dem Recht und der geselligen Ordnung ließ sich nichts abtrotzen, daran zerschellte der glühendste Eigenwille!

Und die Geliebte, der er sein Dasein zum Opfer gebracht, war ebenso elend wie er. Sie war von ihm mit den Wurzeln aus ihrem Boden — der großen Welt, der heiteren Geselligkeit — gerissen, dafür mußte sein ganzes Leben ihr Ersatz bieten. Ihre Schwächen wurden von seiner demütigen Reue gepflegt und groß gezogen, und er trug doppelt die Schuld, wenn sie ihm den Fuß auf den Nacken setzte, ihn, den Spielball und Schwächling kaum noch achtete und immer tiefer in rücksichtslose Selbstpflege versank. —

Der alten Erzieherin drängten sich die Thränen ins Auge, als sie sich so die Lage des unglücklichen Paares vergegenwärtigte, an dessen Seite sie lebte.

Was sie allein mit Bernsbachs Charakter aussöhnte, war die Stärke und Beharrlichkeit seiner Liebe für diese erbärmliche Frau. Lucie Dornée sah darin die einzige fruchtbare Seite der Reue: das Bestreben,

besser zu machen und wenigstens die Genossin seiner Schuld zu beglücken. Endlich aber war eine so heiße und treue Neigung doch wohl ein Naturtrieb, den man nicht mit alltäglichem Maß messen durfte, hier konnte vielleicht nur ein höherer Richter Versuchung und Schuld gerecht abwägen und alles Menschenurteil war vermessen.

Besonders mußte aber sein Kind vor der Versuchung, ihn hart zu beurteilen, bewahrt bleiben.

Nach dem Abendessen war Seebohm, wie gewöhnlich in der letzten Zeit, gleich davon gegangen, Bernsbach hatte die Knaben zu Bett geschickt und wollte nun Fränzchen mit zur Mutter hinauf nehmen. Als er dem Mädchen ankündigte: „Mama verlangt nach Deiner Unterhaltung, da Du bald fortgehst, will sie Dich noch möglichst oft um sich sehen,“ traf sein vielsagender Blick die Dornée, sie verstand den Inhalt: „ich schaffe Dir die ruhige Stunde, benutze sie!“ Fränzchen mußte Gutenacht sagen, und dann hüpfte sie trällernd mit dem Papa nach oben.

„Wir wollen in Dein Zimmer gehen, mein Kind, und es uns dort gemütlich machen,“ sagte die alte Gouvernante.

Asta zündete in ihrem Stübchen die Lampe an und ließ die Rouleaux vor den Fenstern nieder. Ihr Blick streifte das kleine Haus drüben, er hatte auch Licht und schritt unruhig auf und ab, sie konnte die Umrisse seiner Gestalt auf dem erleuchteten Hintergrunde deutlich erkennen. Was ihn wohl hin und her trieb? Doch wozu seine Gedanken erraten wollen?

Die Dornée saß mit ihrer Häkelei im Sopha, das Licht fiel auf ihr kleines, graues Gesicht und spiegelte sich in ihren Brillengläsern, wie ernst und nachdenklich sie aussah! Asta setzte sich mit ihrer Näherei zu der alten Freundin.

Lucie Dornée ließ ihre Arbeit sinken, nahm die Brille ab und blickte nachdenklich auf Asta. Bewegten Tones sagte sie: „Dein Vater hat mir erlaubt, offen mit Dir über die Vergangenheit zu sprechen.“

„O, ich soll von der Generalin hören, soll endlich

wissen, weshalb wir mit ihr verfeindet sind, das freut mich!" rief Asta, sah die alte Dame gespannt an und ließ auch ihrerseits die Arbeit in den Schoß fallen.

Lucie Dornée hatte sich's zurecht gelegt, was sie sagen wolle, was sie verschweigen müsse. Sie schilderte Bernsbachs Liebenswürdigkeit und sein freundschaftliches Verkehren auf dem Lindenstein, aber sie verhüllte Cäciliens erste Täuschung bei seiner Verlobung mit Astas Mutter, welche sie in das günstigste Licht setzte. Späterhin wurde ihre Aufgabe schwieriger, aber es gelang doch ihrer Gewandtheit, ein etwas günstigeres Bild von Bernsbachs Wesen und Fehlen zu entwerfen, und das feine Empfinden der Tochter wenigstens nicht allzutief zu verletzen.

Asta war der Erzählung ihrer alten Freundin mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit gefolgt, sie hatte durch einzelne Ausrufe ihre rege Teilnahme an den Tag gelegt, im Uebrigen aber vor großer Spannung Mademoiselle Dornée nicht zu unterbrechen gewagt. Jetzt schlang sie die Arme um ihre alte Gouvernante und rief bewegt:

„Du Gute, Getreue, was hast Du und was hat jene edle Frau für mich gethan, o, wie danke ich Euch! Wie herzlich freut es mich, daß ich zu ihr gehen und ihr selbst danken kann! Aber wie tief bedauere ich sie und auch meinen armen Vater. Wie furchtbar ist es, wenn die Leidenschaft alle Schranken einreißt und Menschenglück blindlings zerstört! Wie muß man sich mit tausend Aengsten hüten, ihr zu verfallen! — Kann man mit dem Haß für einen Menschen im Herzen zufrieden leben? Ist dies bittere Gefühl gegen den einst Geliebten nicht eine unverdiente und vielleicht die größte Qual für die Generalin? Und mein armer, armer Vater, wie peinlich muß er leiden, wenn er an die tief Beleidigte denkt. O, welch' ein Mitleid ich für ihn empfinde!"

„Horch," sagte die Dornée, „über uns geht der Herr Rittmeister unruhig im Salon auf und ab; es quält ihn, zu denken, daß eben jetzt meine Lippen Dir seine alte Schuld offenbaren."

Asta fuhr empor: „Ich will hin zu ihm — ich

will ihn in meine Arme schließen und ihm sagen, wie tief ich ihn bedaure!"

Ehe Mademoiselle Dornée ein Wort zu dieser, in aufwallender Empfindung geäußerten Absicht sagen konnte, war das Mädchen schon hinausgeeilt. Sie huschte durch das dämmerige, nur von einzelnen Mondstreifen erhellte Haus, lief die leise knarrende Treppe hinauf und trat zu ihrem Vater ein. Die Lampe stand auf dem Tische, der Rittmeister schritt mit auf den Rücken gelegten Händen und gesenktem Kopf, in seinen langen, grauen Schlafrock gehüllt, hastig hin und her. Er war derart in Gedanken versunken, daß er seiner Tochter Eintritt nicht bemerkte.

„Vater!"

„Asta — Kind!"

Sie flog zu ihm hin und umschlang ihn stürmisch: „Mein armer, geliebter Papa!"

„Du weißt Alles? — Trotzdem kommst Du zu mir? Nein, nein, das ist nicht möglich!"

„Lucie Dornée hat mir eben Deine ganze Ver-

gangenheit enthüllt. O, wie mußt Du gekämpft haben!" sagte sie, mit Thränen in den Augen zu ihm aufsehend. „Was kannst Du dafür, daß Du nicht kühl überlegend, daß Du warmherzig und leidenschaftlich warst. Ich muß Dich noch mehr lieben um Alles, was Du gelitten hast — um das," fügte sie gesenkten Blicks halblaut hinzu, „um das, was Dir auferlegt war, Andere leiden zu lassen."

Er seufzte tief, schob sie fort und legte seine Hand über die Augen: „Du hast Recht, es packt mich oft ein tiefer Jammer — ein Zorn über mich selbst — und doch, ich konnte nicht anders! Weiß ich doch auch, daß ich einmal alle irdische Seligkeit genossen habe!"

Der alte Mann stand da, hin und her geschleudert zwischen bitterer Reue und den unwillkürlichen Kundgebungen seiner eigensten Natur, und mit einem Anflug jenes Feuers im Ausdruck des dunkeln Gesichts, das ihn einst so hinreißend gemacht hatte.

Als die Tochter gewahrte, wie in seiner Seele

noch einmal die Flammen aus der Asche emporschlugen, blickte sie erstaunt, fast erschrocken zu ihm auf.

„Du mußt Dich mit der Generalin zu versöhnen suchen, Papa,“ sprach sie ernst, „Ihr seid alt, es soll Keiner mit solcher Feindschaft in der Seele dahin gehen. Deine Schuld muß hinweg getilgt werden.“

„Kind,“ lächelte er bitter, „wie jung, wie leidenschaftslos Du bist. Es ist ganz unmöglich, daß zwischen ihr und mir von Versöhnung je die Rede sein kann —“

Die Klingel aus dem Schlafzimmer schnitt seine Worte ab. „Still, geh' hinunter,“ fuhr er hastig und besorgt fort. „Mama hat bemerkt, daß ich noch nicht im Bette bin, es stört sie, sie darf nicht ahnen, daß wir Besonderes besprechen. Gute Nacht!“ Er nahm die Lampe an sich und eilte davon.

Verstört sah die Tochter der langen Gestalt nach, die mit dem Lichtschimmer verschwand. Langsam tastete sie sich aus dem Zimmer und ging hinunter. Zu ihrer Erleichterung schlief die ermüdete Tante Dornée schon fest.

Astas Auge floh noch lange der Schlaf, unzählige Bilder und Gedanken drängten sich in ihrem Hirn. Endlich, gleichsam die letzte Summe ihres Denkens war: „Getrost, Eberhard, mag geschehen was will, ich bleibe Dir treu.“ Und dann schlief sie beruhigt ein.

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnenschule des Lette-Verein.)